Tod und Leben.

Erster Band.

Tod und Leben.

Roman

von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Matthes.
1868.

1.

„Sie haben mich durch ein Briefchen zu sich beschieden, Herr Doktor!“ Mit diesen Worten trat ein junger Mann in das Arbeitskabinet des Advokaten Wolf, der schreibend an seinem Pulte stand. Der Angeredete wandte sich zur Seite. Sein hageres Gesicht war mehr als ernst, es verrieth eine zornige Erregung. „Ja, mein Freund,“ antwortete er im tiefsten Basse. „Nehmen Sie Platz und hören Sie mich an.“ Er legte die Feder nieder, deutete auf den sogenannten Klientensessel, einen mit Leder überzogenen großen Stuhl, und blieb, den rechten Arm auf das Pult gestützt, stehen. Der Klient, wir müssen ihn noch für einen solchen halten, legte Hut und Stock ab und ließ sich auf dem bezeichneten Sessel nieder. Die Arme gekreuzt, legte er sich nachlässig in die Lehne zurück.

— Ihr Vater, begann der Advokat, hatte Ihnen ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Als er starb, waren Sie noch minderjährig, und ich nahm um so lieber die Stelle eines Vormundes an, da Ihr Vater lange Zeit in den freundschaftlichsten Beziehungen zu mir gestanden. So lange ich Ihr Vormund war, konnte ich Ihre Ausgaben regeln und beschränken; als Sie mündig geworden, war ich nur der Administrator Ihres Vermögens .... ich mußte zahlen, wenn mir Ihre Anweisungen präsentirt wurden. Diese kamen so häufig, daß die mir übergebene Kasse bald leer ward. Ich weiß, daß Wechsel von hohem Betrage, die Sie ausgestellt, kursiren ...

— Lösen Sie ein, Herr Doktor, lösen Sie diese Wechsel ein!

— Ihr Vermögen beträgt nur noch tausend Thaler.

— Sie wollen mich einschüchtern, wie schon so oft.

— Hier ist die Abrechnung, dort liegt das Geld. Prüfen Sie jene und nehmen Sie die Banknoten ... es gibt für mich kein Verwaltungs-Objekt mehr. Ich habe diese traurige Stunde

längst vorausgesehen. Meine väterlichen Ermahnungen haben Sie nicht beachtet ... tragen Sie jetzt die Folgen Ihres mehr als leichtsinnigen Lebens.

Der Advokat legte ein Papier und ein Paket Banknoten auf deu Tisch, der neben dem Sessel stand.

— Ich bedaure, fügte er hinzu, daß dem Sohne meines Freundes kein besseres Schicksal geworden ist. Armin, Sie hätten heute ein reicher und geachteter Mann sein können!

Armin hielt die Abrechnung in der bebenden Hand.

— Das ist nicht möglich! rief er. Ich leugne nicht, daß ich viel Geld verbraucht habe; aber das Vermögen, das aus hunderttausend Thalern bestanden, kann noch nicht ausgegeben sein.

— Wollen Sie mich des Betrugs anklagen? fragte streng der Advokat. Sie haben sinnlos gewirthschaftet ... nicht als Mann von hunderttausend Thalern, sondern als Millionär haben Sie gelebt. Und noch sind Wechsel in Umlauf, die eine Summe von fünfzigtausend Thalern repräsentiren.

— Spielschulden! murmelte Armin.

— Gleichviel, die Wechsel sind ordnungsmäßig ausgestellt. Gewisse Leute haben sie gekauft, da Sie für sehr reich gelten. Man läuft mir das Haus ein und droht mit Arrest, wenn in den nächsten Tagen nicht gezahlt wird. Ist Ihnen die Freiheit lieb, so reisen Sie heute noch ab. Ich kann nichts mehr für Sie thun.

Armin war ein schlanker junger Mann von 25 Jahren. Krauses schwarzes Haar, ein Bärtchen über der Oberlippe, große blaue Augen und ein regelmäßig geformtes Gesicht machten ihn zu einer interessanten Erscheinung. Viele, und zu diesen zählten die Damen, hielten ihn für einen schönen Mann. Seine Toilette war stets musterhaft. Heute war er nach dem neuesten Pariser Schnitt sommerlich gekleidet. An seinen Stiefeln glänzten silberne Sporen, obgleich er schon seit längerer Zeit kein Pferd mehr hielt, es fehlten ihm die Mittel dazu.

— Ich habe keine Verdächtigung aussprechen wollen, begann er nach einer Pause. Meine Worte, die Sie verletzen, waren nur ein Ausruf der Bestürzung. Herr Doktor, man hat mich oft betro-

gen; Freunde haben meine Gutmüthigkeit gemißbraucht und mich ausgezogen ... ich habe, um für Andere Geld zu schaffen, Wechsel unterzeichnet.

— Das war leichtsinnig! Sie sind kein Knabe mehr, Sie müssen den Ernst des Lebens und die Menschen kennen. Meinen Ermahnungen sind Sie taub geblieben ... statt auf Ihre Zukunft bedacht zu sein, haben Sie alle Mittel vergeudet, die Ihnen eine Existenz sichern konnten. Was wird nun geschehen? Sie haben in dem Hause Ihres Vaters die Kaufmannschaft erlernt. Ich kann nicht beurtheilen, wie weit Ihre Ausbildung gediehen, ob Sie überhaupt Fähigkeiten besitzen, sich den Lebensunterhalt zu verdienen ...

— Sie wissen, Herr Doktor, daß ich die Handelsschule besucht habe. Ich bin der englischen und französischen Sprache vollkommen mächtig ...

— Gut, ich will noch einen letzten Versuch wagen, damit Sie sehen, daß ich der Pflichten eingedenk bin, die ich als Vormund übernommen habe. Sie wissen nun, daß Sie arm sind, daß Ihnen keine andere Stütze bleibt, als ihre Arbeitskraft, Ihre Thätigkeit. Hier am Platze erhalten Sie kein Engagement, da Sie als Lebe-

mann bekannt sind. Es glaubt Niemand an Ihre Umkehr zum geregelten Leben. Außerdem müssen Sie der Wechselhaft entgehen, die Ihnen von verschiedenen Seiten droht. Reisen Sie nach H...., heute noch. Ich gebe Ihnen einen Empfehlungsbrief an meinen Schwager mit, der dort als Advokat lebt; er wird Ihnen sicher eine Stellung verschaffen, die Sie vor Noth und Entbehrung schützt. Dies ist das Letzte, was ich für Sie thun kann. Seien Sie nicht leichtsinnig, arbeiten Sie als Mann und machen Sie sich der Gesellschaft nützlich, dann werden Sie mit Gottes Hülfe sich einen Weg durch das Leben bahnen. Bereiten Sie die Abreise vor ... nach einer Stunde wird mein Empfehlungsbrief in Ihren Händen sein.

Armin war bis zu Thränen gerührt. Diese Großmuth von dem Manne, der ihm oft die herbsten Vorwürfe gemacht und den gegenwärtigen Stand der Dinge prophezeit hatte, erfüllte ihn mit Dank und Bewunderung. Er gelobte, nicht nur die falschen Freunde, sondern auch sein bisheriges Leben aufzugeben und künftig als ordentlicher Mann zu arbeiten.

— Benutzen Sie den Rest des Vermögens zu Ihrer Einrichtung! rief ihm der Doktor nach.

Armin Sander hatte seine Wohnung erreicht. Auf dem Tische fand er Briefe vor, die er hastig öffnete; sie kamen theils von Gläubigern, theils von Advokaten, die mit Klagestellung drohten, wenn in drei Tagen nicht Zahlung erfolgte. Seine Lage, das begriff Armin wohl, war unhaltbar geworden. Bis jetzt hatte er durch Bitten und Versprechungen sich stets Nachsicht zu verschaffen gewußt; heute drängte Alles zum Abschlusse. Pferd und Wagen hatte er bereits verkauft, er besaß nur noch die Möbel, uud diese mußten dem Hauswirthe verbleiben, dem er für die theure Wohnung den Miethzins schuldete.

Der Doktor hat Recht, dachte der junge Mann, ich muß fort. Niemand ahnt, daß ich völlig zerrüttet bin, und darum wird man mich in der Hoffnung zur Wechselhaft bringen, daß mein früherer Vormund zahlt, den man allgemein für zäh hält. Ich verlasse manche mir lieb gewordene Verbindung; aber ich kann mich der Schmach nicht aussetzen, Wechselgefangener zu werden. Eine Nacht habe ich bereits in dem Schuldgefängnisse

verbracht; sie war entsetzlich. Die Freiheit ist mir lieber, und wäre sie eine mühevolle.

Er ward plötzlich ernst. Sein Blick war auf die Photographie einer schönen jungen Dame gefallen, die über dem eleganten Schreibtische hing.

— Amelie! seufzte er. Auch Dich muß ich verlassen! Nein, das ist ein zu großes Opfer! Gibt es denn keine Rettung mehr? Ist denn Keiner, der sich meiner annimmt? Richard Horstmann ... er hat ein eigenes Bankhaus gegründet, nachdem er die Tochter des reichen Sensals heimgeführt. Als er noch arm war, hat ihn mein Vater, später habe ich ihn unterstützt ... ich werde ihn um Hülfe angehen. Wird Amelie mein Weib, so kann ich zurückzahlen. Ich will mit Richard sprechen, dem alten Jugendfreunde, ehe ich den verhängnißvollen Schritt unternehme, der, einmal gethan, mich völlig vernichtet. Er soll Alles, Alles wissen. Die Welt mag in dem Glauben an meinen Wohlstand bleiben. Wo hatte ich denn meine Sinne, daß ich mich so leicht durch den Doktor einschüchtern ließ? Mir kommt seine Abrechnung nicht richtig vor. Er will mich entfernen, will mich hindern, eine genaue Revision

vorzunehmen. O, hätte ich doch Buch geführt! Doch, das ist Nebensache, ich muß um jeden Preis in der Stadt bleiben. Amelie darf nicht erfahren, daß ich ruinirt bin. Sie besitzt ein schönes Landgut, dorthin werde ich mich mit ihr zurückziehen. Und Amelie liebt mich, ich weiß es.

Er nahm einen Fiaker und fuhr nach dem Hause des Bankiers. Dieser empfing ihn freundlich, zeichte ihm die Einrichtung des Geschäfts und führte ihn in das Arbeitskabinet, das an das Komptoir grenzte. Armin leitete das Gespräch ohne Umschweife auf den Gegenstand, der ihm am Herzen lag. Richard, ein eleganter junger Mann von 27 Jahren, hatte erstaunt zugehört.

— Ich habe mich Dir, Dir allein rückhaltslos entdeckt, fügte Armin hinzu. Der Advokat ist ein Schurke, er hat mit dafür gesorgt, daß mein Vermögen in wenig Jahren zu Wasser ward. Du kennst meine Hoffnungen, weißt auch, daß Amelie sehr reich ist ... Du selbst hast Dein Glück durch eine Heirath gemacht ... jetzt rathe und hilf. Dein Jugendfreund bittet Dich darum. In Deiner Hand liegt mein Wohl

und Wehe. Glaube mir, ich werde später dankbar sein.

— Freund, antwortete Richard, die Leute halten meine Lage für günstiger, als sie wirklich ist. Ich bin zufrieden damit, denn die Täuschung, zu der ich keinen Anlaß gegeben, erhöht meinen Kredit, dessen der junge Geschäftsmann dringend bedarf. Das kleine Kapital, das mir die Frau zugebracht, steckt in begonnenen Unternehmungen, ich kann nichts davon zurückziehen. Auch habe ich einen Kompagnon, ohne dessen Zustimmung ich nichts beschließen darf. Er ist auf Reisen; aber wäre er auch hier, so brächte es keinen Nutzen, denn ich weiß, daß disponible Kapitale nicht vorhanden sind. Damit Du nicht an meinem guten Willen zweifelst, Dir zu helfen, habe ich in den letzten Tagen einen Deiner Wechsel gekauft, der mir angeboten ward. Ich glaubte Dir dies schuldig zu sein, um Dich nicht in Mißkredit zu bringen. Da Du am Verfalltage wirst nicht einlösen können, habe ich bereits einen Verlust erlitten. Hier ist das Papier ... vernichte es.

Es war ein Wechsel über fünfhundert Thaler, den Armin einem Wucherer ausgestellt hatte. Und

diesen gab ihn Richard als Almosen. Eine leichte Röthe färbte das bleiche Gesicht Armin's.

Mehr willst Du nicht für mich thun? fragte er betreten.

— Ich kann nicht, Freund! Nachdem ich Dir meine Lage geschildert, wirst Du es begreiflich finden . . .

— Ist das Dein letztes Wort?

— Zu meinem Bedauern, ja!

— So habe ich nur noch eine Bitte an Dich zu richten.

— Sprich sie aus.

— Verschweige das, was ich Dir mitgetheilt habe, wäre es auch nur des Andenkens wegen an unsere früheren Beziehungen.

Der bitter enttäuschte Armin fuhr nach seiner Wohnung zurück.

— Ich dachte es mir! flüsterte der Bankier vor sich hin. Der leichtsinnige Patron hat sich ruinirt. Die Zumuthung, eine Spekulation auf seine Heirath zu gründen, ist nicht übel. Hätte ich sonst keine Beweise von der Tollheit Armin's, der gestellte Antrag würde mich vollkommen davon

überzeugen. Wenn ich diesen Wechsel vernichte, habe ich genug für ihn gethan.

Er zerriß das Dokument, warf die Stücke in den Papierkorb und begann ruhig zu arbeiten.

Kaum hatte Armin seine Wohnung betreten, als ein Schreiber des Doktors ihm den versprochenen Empfehlungsbrief brachte. In dem Kouvert lag noch ein Zettel mit den Worten: „Reisen Sie heute noch, da man Sie morgen früh in Wechselhaft bringen wird." Nun traf der Bedrängte wirklich seine Vorbereitungen. Länger als eine Stunde verbrachte er mit dem Packen der Sachen, die er mit sich nehmen mußte. Dann schrieb er einen Brief an den Hauswirth, den er bat, die Möbel zur Deckung der Schuld zu behalten. Diesen Brief sandte er später durch die Stadtpost ab. Nun war Alles geordnet. Ein alter Lohndiener erhielt Auftrag, den Koffer Abends 10 Uhr zur Eisenbahn zu schaffen, da der Flüchtling den Nachtzug benützen wollte. Armin ging in das Hotel, in dem er das Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Er traf mehrere der heiteren Genossen an, die sich bereits den Freuden der Tafel überließen. Es ward ihm doch recht schwer,

sich dem ihm liebgewordenen Kreise zu entziehen. Besonders fesselte ihn ein junger Mann, Felix Halder, der sich durch glückliche Börsenspekulationen ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Man sprach von Hunderttausenden, die er besitzen sollte. Felix war die Gutmüthigkeit selbst und hatte dem Freunde oft Gefälligkeiten geleistet bei Anschaffung von Geldern. Nach Tische näherte sich Armin dem Börsenagenten. Er sprach von Geldverlegenheit und gab zu erkennen, daß er des Freundes Rath bedürfe.

— Zu helfen ist mir unmöglich, antwortete Felix, da die Geschäfte schlecht gehen. Aber einen Rath kann ich Ihnen ertheilen. Amelie, die reiche Wittwe, liebt Sie ... beschleunigen Sie die Heirath und Sie sind der Besitzer einer reizenden Frau und eines ansehnlichen Ritterguts. Warum zögern Sie? Es ist uns Allen bekannt, daß die Wittwe Sie bevorzugt. Sie wollen die Freiheit des Junggesellen nicht aufgeben . . . ich halte es für besser, in den Fesseln einer schönen Frau zu liegen, als im Schuldgefängniß zu schmachten. Man spricht freilich Manches über den Ursprung des Vermögens, das die Wittwe von ihrem ver-

storbenen Manne geerbt . . . was kümmert es Sie? Fände Amelie an mir gefallen, ich heirathete sie auf der Stelle. Sie sind ein erklärter Liebling der Damen . . . ziehen Sie doch Vortheil von dem Geschenke, das Ihnen die Natur verliehen . . . Uebrigens beeilen Sie sich, es ist Gefahr im Verzuge.

— Was wollen Sie sagen, Freund?

— Ein adeliger Offizier, ein armer Teufel, stellt der reichen Erbin nach.

— Ah, ich vermuthe, wen Sie meinen.

— Die Geschichte kann zu Ihrem Nachtheil auslaufen. Sobald die Verlobung mit Amelie proklamirt ist, werden Sie einen unbegrenzten Kredit haben. Ich selbst werde dann im Stande sein, Ihnen Kapitale zu verschaffen.

Dasselbe was Felix bot, hatte Horstmann abgeschlagen.

— Ich werde heute noch Schritte thun! rief Armin.

Der Börsenmann ließ Champagner kommen. Die beiden Freunde tranken auf ein glückliches Geschäft.

— Wo treffen wir uns diesen Abend? fragte der Heirathskandidat.

— In unserm Klubb, war die Antwort. Ich werde gegen neun Uhr schon dort sein.

Die Freunde trennten sich. Noch kann Alles gut werden! dachte Armin. Willigt Amelie ein, so habe ich die Partie gewonnen; und sie wird einwilligen, da sie mich liebt. Ich habe ja mehr als einen Beweis davon. O, wäre es möglich, den heillosen Plan des Doktors zu durchkreuzen, der mich um jeden Preis in die Flucht treiben will. Ich soll arbeiten ... bin ich denn zur Arbeit gemacht? Amelie mag immerhin ihre Capricen haben, wie jede schöne Frau sie hat ... ich ziehe es dennoch vor, ihr Mann zu werden. Ich kann nicht den ganzen Tag am Pulte stehen, um gewinnsüchtige Prinzipale zu bereichern. Eine Frau läßt sich ziehen, zumal eine Frau, die verliebt ist.

Er nahm den Kaffee, rauchte und laß die Zeitungen. Gegen vier Uhr ordnete er seine Toilette vor dem Spiegel und verließ das Hotel. An der Promenade der Stadt lag ein freundliches, elegantes Haus, das nur aus einem Erdgeschosse und einem Stockwerke bestand. Grüne Jalousien

und feine weiße Gardinen schmückten die Fenster. Alles an diesem nicht großen Gebäude glänzte, war sauber und nett. Schon das Aeußere verrieth, daß hier eine kokette Frau wohnte. An der hohen durchbrochenen Eichenthür befand sich ein Porzellanschild mit der Aufschrift: „Amelie, verw. Bosen.“ Armin betrachtete einige Augenblicke das Schild, dann zog er an dem glänzenden Griffe der Glocke. Ein alter Bedienter in blauer mit Silber gestickter Livree öffnete. Die Hausflur entsprach dem Aeußern; sie war hell und geschmackvoll eingerichtet. Durch die geöffnete Hinterthür sah man in einen reizenden Garten. Blumenbeete schimmerten und Gruppen von Akazien und Linden verbreiteten Schatten.

— Ueberreichen Sie Madame Bosen diese Karte.

Nachdem der Alte das glänzende Papierstück empfangen, ließ er den Besuch in ein Vorzimmer treten und entfernte sich. Armin betrat heute zum erstenmal dieses Haus; er hatte die Wittwe auf Bällen, in Konzerten, Gesellschaften und bei Gelegenheit von Landpartien kennen gelernt. Auf einer der letztern hatte er ihr sogar einen Ritter-

dienst geleistet. Amelie, eine gewandte und leidenschaftliche Reiterin, war in Gefahr gerathen, von ihrem durchgehenden Pferde in einen Fluß geschleudert zu werden. Der Elegant hatte sich mit Todesverachtung dem flüchtigen Thiere, das ein Gewehrschuß erschreckt, entgegengestellt und es zum Stillstehen gebracht . . . zwanzig Schritte weiter brauste der tiefe Fluß. Es läßt sich denken, daß Amelie ein erhöhtes Interesse für ihren Lebensretter hegte. Sie schenkte ihm ihre wohlgelungene Photographie und sprach von ewiger Dankbarkeit. Armin pries sich glücklich, ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen zu sein, und schwor bei allen Heiligen, daß er, ein guter Schwimmer, auch in den Fluß gesprungen wäre, wenn es die Noth erfordert hätte. Seit dieser Zeit zeichnete Amelie ihren Ritter aus und es entstand zwischen Beiden eine Art Liaison, die von den Beobachtern für sehr ernst gehalten wurde. Zu einer Erklärung war es indeß noch nicht gekommen. Wir werden bald sehen, auf welchem Fuße die jungen Leute mit einander standen. Die Urtheile, die sich in der Stadt über die Dame gebildet, wichen sehr von einander ab. In dem Klubb, dem auch Armin

angehörte, sprach man von ihr: „die Wittwe ist eine schöne Frau; sie ist gebildet, graziös, plaudert gut und will über Alles plaudern. Einer zärtlichen Leidenschaft scheint sie fähig zu sein; sie hat indeß zu viel Liebhaber, als daß sie Einem angehören könnte. Dem Anschein nach ist Armin Sander ihr der Interessanteste."

Nach einigen Minuten kam der Diener zurück. Er öffnete eine Thür, indem er höflich sagte: — meine Herrin erwartet Sie!

Armin betrat nun einen kleinen Salon, dessen Einrichtung und Eleganz Alles übertraf, was er bis jetzt gesehen hatte. Ihm blieb Zeit, eine Rundschau zu halten, da die Wittwe noch nicht sichtbar war. Jede Frau von Geschmack hätte eine ähnliche Einrichtung hervorrufen können, aber in der Anordnung aller der Dinge, die der Beobachter hier sah, lag ein gewisser persöhnlicher Zauber verborgen, der diesem und jenem Zierrathe einen unbeschreiblichen und unnachahmlichen Charakter verlieh. Der junge Mann fühlte in diesen Augenblicken, daß seine Lage die seltsamste von der Welt war.

— Bah, dachte er, Amelie wird mir schon

entgegenkommen! Die Liebe führt rascher eine Verständigung herbei, als die feinsten Kunstgriffe in der Unterhaltung. Und Amelie liebt mich, ich weiß es.

Zum erstenmal legte er ein großes Gewicht auf diese Liebe. Der Leichtsinnige! Er wäre vielleicht nur stolz darauf gewesen, wenn die Verhältniße, ihn nicht zum Abschlusse gedrängt hätten.

Durch eine Glasthür, die zu einer Art Veranda führte, trat die Wittwe ein. Armin, wie geblendet, verneigte sich tief. Amelie war bewundrungswürdig schön. Nur der Pinsel eines vollendeten Meisters in der Malerkunst ist im Stande, die stolze Stirn, das reiche Haar, den herrlichen Blick, den zarten Teint und die üppige, elegante Gestalt der Wittwe zu schildern . . . die Feder eines Schriftstellers vermag es nicht.

— Willkommen, Herr Sander! sagte sie freundlich, indem sie ihm die Hand reichte.

Armin küßte das reizend geformte Händchen, an dessen Goldfinger ein Trauring glänzte. Dann folgte er der Einladung, sich niederzulassen. Amelie nahm nachlässig auf einen Sessel Platz, der dem Gaste gegenüber stand.

— Ein unverhoffter Besuch! flüsterte sie lächelnd.

— Falle ich irgendwie lästig, so bedarf es nur einer leisen Andeutung ...

— Sie sind immer extravagant!

— Verzeihung; eine junge Dame, die allein steht, hat Rücksichten zu nehmen, die ein aufrichtiger Verehrer würdigen muß. Ich würde untröstlich sein ...

— Worüber? fragte sie rasch.

— Die Welt ist stets zu Deutungen geneigt ...

— Was kümmert mich die Welt? ich bin frei und unabhängig. Die Rücksichten, die mir mein Wittwenstand auferlegt, bestimme ich selbst ... das heißt, ich übe die von ihnen, die mir behagen. An meiner Ehrenhaftigkeit wird Niemand zweifeln, der mich kennt. Ich versage mir kein erlaubtes Vergnügen, und da es mir Vergnügen macht, Sie zu empfangen ... so empfange ich Sie.

— Diese Auszeichnung erfüllt mich mit Stolz und Glück. Ich komme um Abschied von Ihnen zu nehmen.

— Abschied? fragte sie erstaunt.

— Es war mir unmöglich, die Stadt zu ver-

lassen, ohne die Dame, die ich aufrichtig verehre, noch einmal zu sehen und ihr zu versichern, daß mir der Abschied schwer, sehr schwer wird.

— Meinetwegen? fragte Amelie wie betroffen.

— O, lassen Sie es mich gestehen . . . nur Ihretwegen!

Die Wittwe betrachtete ernst den einfachen Ring an ihrem Finger. Plötzlich sah sie auf und fragte:

— Was treibt Sie fort?

— Familienverhältnisse zwingen mich H. für längere Zeit zum Aufenthalte zu wählen.

— Freilich; Familienverhältnisse sind in der Regel despotisch . . . wäre ich nicht gezwungen, hier zu leben, ich würde mir längst eine Stadt gesucht haben, die meinem Geschmacke zusagt.

Armin fragte erstaunt:

— Auch Sie möchten fort von hier?

— Sobald es mir möglich sein wird.

— Und ich bin stets der Meinung gewesen, Ihre Situation sei die beste, die sich denken läßt. Geachtet und geehrt von Jedermann . . .

— Ach, die Medisance hat mich nicht verschont! unterbrach ihn Amelie. Wenn ich mich im All=

gemeinen auch über die Gerüchte hinwegsetze, die neidische Lästerzungen in Umlauf bringen, so giebt es doch Dinge, die ich ungern berührt sehe. Ich habe Feinde und Feindinnen, obgleich ich keinen Menschen beleidige. Man verzeiht mir den Reichthum nicht, den ich besitzen soll. Und ich bin doch arm, ganz arm. Ihnen will ich es anvertrauen, daß ich von der Gnade einer Person, daß ich von Almosen lebe. Schließt sich die Hand, die bisher freigebig spendete, so bin ich arm, bin eine Bettlerin. Daß dieser Fall eintritt, muß ich leider jetzt befürchten. Sie sehen, daß meine Lage nicht beneidenswerth ist.

Und Amelie seufzte so tief und schwer, daß Armin sie bemitleidet haben würde, wenn das, was er gehört, ihm nicht wie eine Centnerlast auf das Herz gefallen wäre.

— Ich muß geduldig ausharren wie eine Gefangene, fuhr sie fort; muß mich in den mir angewiesenen Kreisen bewegen. Sobald ich kann, werfe ich den Zwang ab... aber noch ist es nicht an der Zeit. Sie haben mir einst das Leben gerettet... ach, ich kann Ihnen leider nur durch Worte meine Dankbarkeit ausdrücken! Bewahren

Sie mir in der Ferne eine freundliche Erinnerung.

Sie reichte ihm schmerzlich lächelnd die weiße Hand.

— O gewiß, gewiß! rief Armin. Ich reise ab, aber mein Herz bleibt bei Ihnen zurück.

Er drückte einen Kuß auf die Hand der Wittwe.

In diesem Augenblick ließ sich ein seltsames Geräusch vernehmen, das aus der offenen Thür der Veranda kam. Es glich dem Hüsteln eines kranken Menschen.

— Was ist das? fragte Armin.

Amelie verbarg einen leichten Schrecken.

— Man beobachtet mich! flüsterte sie.

— In Ihrem eigenen Hause?

— O, könnte ich es mein eigen nennen! Stellen Sie sich gleichgültig und verrathen Sie durch keine Miene, daß ich Ihnen einen Blick in meine Verhältnisse gestattet habe.

— Ich werde vorsichtig sein. Kann ich Ihnen sonst noch nützen ...

— Nein, Nein! rief sie erröthend. Für die nächste Zeit müssen Sie mich meinem Schicksale überlassen.

— Amelie, ich liebe Sie!

— Still mein Wächter kommt!

Sie warf sich in den Sessel zurück und ordnete spielend die blaue Bandschleife, die den reizenden Busen schmückte. In ihren Zügen sprach sich eine unterdrückte Bitterkeit aus.

Eine seltsame Gestalt trat aus der Veranda in den Salon. Es war ein kleines zusammengeschrumpftes Männlein in höchst eleganter Toilette. Man hätte ihn für einen Knaben halten mögen, wenn sein durchfurchtes, gelbliches Gesicht und die hohe Stirn, die sich in einer glänzenden Glatze bis in die Mitte des kleinen Kopfes fortsetzte, nicht den gealterten Mann verrathen hätte. Ein spärliches braunes Haar zeigte sich in den Schläfen und an dem Hinterkopf. Wangen und Kinn waren so glatt rasirt, daß sich nur ein leichter bläulicher Schimmer zeigte. Durch seine halb geöffneten bleichen und welken Lippen sah man die schönsten Emailzähne, die je aus der Fabrik eines Zahnkünstlers hervorgegangen. Der schwarze Frack und die schwarzen Pantalons, die er trug, waren aus den feinsten Stoffen und nach der neuesten Mode gefertigt. Weste, Kravatte und Busenstreif, blendend weiß, zeichneten sich durch Sauberkeit

und Stickereien aus. Glänzende Lackstiefeln bekleideten die kleinen Füße. In der rechten Hand trug dieser Elegant ein weißes Batisttuch, das er von Zeit zu Zeit nach Frauenart an den Mund brachte.

Amelie verblieb an ihrem Platze. Indem sie nachlässig auf den kleinen Mann deutete, sagte sie vorstellend: „Herr Magister Kind, mein Vormund!“ Dann fügte sie hinzu: „Herr Armin Sander, mein Lebensretter.“

Der Magister neigte sich, verbindlich lächelnd,

— Sie haben mir ein unschätzbares Kleinod erhalten, mein Herr! sagte er mit einer dünnen, etwas heiseren Stimme. Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Gott hat Sie zum Werkzeuge bei Ausführung einer schönen That erkoren.

Armin antwortete bescheiden.

— Ich habe die Pflicht erfüllt, der sich kein Mann von Ehre und Muth entzogen haben würde. Legen Sie kein zu großes Gewicht auf das, was ich gethan.

— Freilich, antwortete ruhig der kleine Mann, indem er gemessen die Augenlider senkte ... dem

Höchsten allein gebührt unser Aller Dank, denn er hat die Dinge in seiner Gnade und Güte gefügt, wie sie eben gekommen sind. Hätte er gewollt, daß mir mein Kleinod entrissen werden sollte, so würde das Pferd in den Fluß gesprungen sein, und wenn es tausend Arme versucht hätten, das scheue Thier aufzuhalten. Der Name des Herrn sei gepriesen!

Der Magister faltete fromm die Hände und sandte einen Blick gen Himmel, der über die schöne Gestalt der Wittwe hinwegstreifte.

Armin wußte nun, wie er mit dem kleinen Mann daran war, der ihm das Verdienst, das er sich um Amelie erworben, schmälern wollte. An die Fortsetzung des begonnenen Gesprächs war nicht mehr zu denken. Der Magister mußte doch eine gewisse Gewalt über die Wittwe haben, denn diese schwieg und verbarg den Verdruß, den die Nähe des Frömmlers in ihr hervorrief.

— Wann gedenken Sie zu reisen? fragte sie plötzlich.

— Morgen! Morgen! rief der junge Mann wie aus einer Zerstreuung erwachend. Meine Familie erwartet mich.

— Sind Sie verheirathet? fragte der Magister.

— Nein, mein Herr.

— Ihre Eltern sind todt, Geschwister haben Sie nicht . . . ich mußte auf die Vermuthung kommen.

— Sind Ihnen meine Familienverhältnisse bekannt?

— Ich habe Ihren Vater gekannt, der ein tüchtiger Geschäftsmann war.
Er hat sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Gott habe den braven Mann selig.

Das Gespräch stockte wieder. Der Magister saß ruhig auf seinem Platze, hustete von Zeit zu Zeit und spielte mit der Goldkette, die auf seiner weißen Weste hing. Er zeigte durchaus keine Lust zu gehen, und Amelie schien den Muth nicht zu haben, die peinliche Situation zu unterbrechen. Armin hatte schon begriffen, daß er von der Wittwe eine Aenderung seiner Lage nicht erwarten durfte. Er erhob sich mit ihm zugleich der Magister der nun die Honneurs machte.

— Reisen Sie mit Gott! sagte er freundlich, ihm die Hand entgegenstreckend,

— Danke, Herr Magister.

Armin küßte der Wittwe die Hand. Der geschmeidige Magister begleitete ihn bis zur Thür, verneigte sich tief und zog sich zurück. Auf der Hausflur empfing und entließ ihn der Bediente. Er befand sich auf der Straße, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen. Die Hausthür ward hinter ihm geräuschvoll geschlossen. Armin konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

— Ich habe Unglück, dachte er, wohin ich komme. Es bleibt dabei, ich reise!

Nachdem er eine Promenade gemacht, suchte er den Klubb auf, in dem er den Rest des Abends verbringen wollte.

2.

Wir führen den Leser in den Salon der Wittwe zurück.

Amelie war sichtlich verstimmt. Sie ergriff eine Stickerei, setzte sich an das Fenster und kümmerte sich um den kleinen Herrn nicht, der schweigend auf- und abging. Dabei unterließ er es nicht, Blicke auf die schöne Frau zu richten, die mehr verriethen als die Sorgfalt eines Vor-

munds. Wie kommt es, wird man fragen, daß Amelie, die doch schon 26 Jahre zählte, immer noch unter Kuratel stand. Die nachfolgende Scene mag Antwort auf diese Frage ertheilen.

Der Magister mochte der Stille überdrüssig sein, die in dem eleganten Raume herrschte; er trat leise zu der Stickerin, neigte sich auf die Arbeit und sagte:

— Sie sind eine Meisterin, Amelie!

— Das ist ein Glück! antwortete sie seufzend.

— Was soll das heißen?

— Hätte ich mir die Geschicklichkeit im Sticken nicht erworben, ich würde später Noth leiden müssen. Mein Fleiß wird mich ja wohl vor Entbehrung schützen.

— In diesen Worten liegt eine Erklärung, die ich nicht mißverstehen kann. Eine Dame, die an Glanz und Reichthum gewöhnt ist, kann unmöglich von geisttödtender Arbeit leben. Bedenken Sie das wohl, Amelie? Ueberlegen Sie mit kaltem Blute, und Sie werden finden, daß man es gut, herzlich gut mit Ihnen meint. Alles, was bisher geschehen und noch geschehen wird, dient zu Ihrem Glück. Wir haben, seit ich hier

bin, über unsere Angelegenheit noch nicht reiflich gesprochen ... benutzen wir den heutigen Tag, den der Herr in seiner Güte so schön geschaffen, um uns unsere gegenseitige Stellung ganz klar zu machen. Es muß geschehen, Amelie! Ach, ich bedaure schmerzlich, daß mir die Hände gebunden sind ... ich habe den Willen eines Verstorbenen auszuführen.

— Mein seliger Mann, rief Amelie auffahrend, hat übel an mir gehandelt. Ich bleibe dabei, und keine Macht der Erde wird meine Anschauung ändern. Es ist unerhört, es ist geradezu ein Verbrechen, dem Sie, Herr Magister, nicht fern stehen. Sie fordern eine offene Besprechung ... da ist sie!

Der Magister verlor seine Ruhe nicht. Ein süßes Lächeln, das sich nach diesen Worten Amelie's über sein Gesichtchen verbreitete, ließ die unzähligen Furchen desselben deutlicher hervortreten. Schleichend wie eine Katze ließ er sich auf dem Stuhl nieder, der neben dem eleganten Arbeitstischchen stand.

— Wollen Sie mich anhören? fragte er leise.

— Sie werden mir Neues nicht sagen können, meinte die schöne Frau.

— Und doch, liebe Amelie, und doch! Meine Offenherzigkeit mag Ihnen als Beweis gelten, daß mir Ihre Interessen über Alles gehen, selbst über die meinigen.

Die Wittwe antwortete nicht, sie arbeitete emsig fort. Ihre zarte Hand wählte zitternd in der farbigen Wolle, die auf dem Tische lag. Der Magister betrachtete sie mit glühenden Blicken. Nachdem er die Lippen mit dem weißen Tuche berührt, begann er:

— Meine Schwester war die erste Frau Ihres verstorbenen Mannes.

— Wozu das? Ich kenne die Familienverhältnisse genau.

— Vielleicht doch nicht. Verzeihen Sie mir .... Sie werden bald sehen, daß die Erwähnung dieser Dinge nothwendig ist. Agnes, meine Schwester, war der erklärte Liebling eines alten Onkels, eines Sonderlings, der wie ein armer Mann darbte, während er zwei große Rittergüter besaß, die ihm eine enorme Rente lieferten. Er häufte Geld auf Geld, und hatte weiter kein Vergnügen, als das Bewußtsein: Du bist ein reicher Mann. Dieser Sonderling war der Bruder meines

Vaters. Ich habe ihn stets für ein psychologisches Räthsel gehalten und dessen Lösung zu meiner Lebensaufgabe gemacht. Onkel Roderich, so hieß er, war unverheirathet, und ich glaube, er blieb aus Geiz Junggeselle. Mit seinen Wirthschaftsbeamten wechselte er oft, denn er hielt sie alle für Betrüger. Bald war ihm der Ertrag der Felder zu gering, bald beschuldigte er sie der Nachlässigkeit, ja mehr als einmal der Veruntreuung. Nie jedoch hat er einen Verdächtigten denunzirt. Auf dem einen der beiden Güter war Rudolph Bose Inspektor, ein tüchtiger junger Mann, der die Oekonomie aus dem Grunde verstand. Rudolph müßte jetzt in meinem Alter stehen, wenn er noch lebte. Diesen allein verfolgte der mißtrauische Gutsherr nicht, er schloß sogar einen langen Kontrakt mit ihm ab. Wiederstedt, so hieß das Gut, befand sich im besten Zustande und lieferte alljährlich einen bedeutenden Ertrag. Daher kam es auch, daß Onkel Roderich die Sommermonate dort verlebte, und Agnes, sein Liebling, mußte ihm Gesellschaft leisten. Meine Schwester war schön, sehr schön; man kann sich nicht wundern, daß sie auf den Inspektor einen

tiefen Eindruck machte. Beide liebten sich, mußten aber ihre Neigung geheim halten, da der Onkel ein Feind des Heirathens war. Ich allein kannte die Liebe der jungen Leute, unterstützte sie nach Kräften, und rieth, dem absonderlichen Onkel die Herzensangelegenheit zu verschweigen. So geschah es auch. Im Winter zog der Gutsherr nach der Stadt; Agnes begleitete ihn. Der Onkel ward krank. Nun pflegte ihn Agnes, als ob er ihr Vater wäre. Im Frühling starb der Kranke, und als sein Testament geöffnet wurde, fand es sich, daß Agnes Universalerbin war, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die beiden Güter nicht getrennt werden, sondern stets das Eigenthum Einer Person bleiben sollten. Außer dieser Bestimmung legte er der Erbin weiter keinen Zwang auf. Kaum war das Trauerjahr vorrüber, so heirathete Agnes ihren Rudolph Bose. Ein glücklicheres Paar hat wohl kaum die Erde noch getragen. Nach einem Jahre schenkte Agnes ihrem Mann einen Sohn. Das Glück der Gatten würde nun seinen Höhepunkt erreicht haben, wenn die Geburt des Sohnes der Mutter nicht die Gesundheit gekostet hätte. Agnes kränkelte und bald

bildete sich die schrecklichste der Krankheiten, die Schwindsucht, aus. Das Uebel machte nur langsame, aber sichere Fortschritte. Die berühmtesten Aerzte wurden zu Rathe gezogen, theure Medikamente angewendet und kostspielige Badereisen unternommen... Nichts schlug an. Agnes starb in Nizza, wohin die Aerzte sie geschickt, um den Winter in einem milden Klima zu verbringen. Ein Testament hatte sie nicht hinterlassen, ihr großes Vermögen ging also auf den Sohn über und der Wittwer hatte den Nießnutz desselben bis zur Volljährigkeit des reizenden Knaben, der in der Taufe den Namen „Felix" empfangen hatte. Felix war in den ersten Jahren ein munteres, lebhaftes Kind, erfreute sich der besten Gesundheit, und gedieh an Geist und Körper. Der Wittwer hatte seine Freude daran und that Alles zur Ausbildung des Sohnes. Man kann sich darüber nicht wundern, das Kind seiner unvergeßlichen Agnes war ihm ja das theuerste Gut auf dieser Erde. Leider war es dem Wittwer nicht möglich, sich in dem Grade der Führsorge seines Sohnes zu widmen, als er es wünschte; die Verwaltung der beiden großen Güter, die zwei Meilen von

einander entfernt lagen, nahm seine volle Thätigkeit in Anspruch. Er sah sich nach einer zuverlässigen Erzieherin um, und diese fand er in der Tochter eines Landpfarrers, die ihm von einem Freunde dringend empfohlen ward. Amelie, eine Waise, kam also in Bose's Haus. Das reizende Mädchen verscheuchte nicht nur die Traurigkeit des Wittwers, es flößte ihm auch eine leidenschaftliche Liebe ein, die ihn zwang, aus der Erzieherin seine Gattin zu machen. Felix hatte nun eine Stiefmutter. Agnes war vergessen. Aber das zweite Glück des armen Bose sollte ebenso wenig von langer Dauer sein als das erste. Durch einen Sturz mit dem Pferde zog er sich eine Verletzung zu, die ihn auf das Siechbett warf. Er sah seinen Tod voraus, und darum testirte er: „Amelie erhält meine Ersparnisse, die aus den und den Kapitalien bestehen und dort und dort angelegt sind. Vormund meines Sohnes soll der Magister Ehrenfried Kind werden, den ich als rechtschaffenen Mann ehre und achte.“ So weit war Alles gut. Bose sorgte für seine Wittwe, da sein Sohn versorgt war. Um diese Zeit begann Felix zu kränkeln. Der Hausarzt, ein geschickter Mann, konnte

den Knaben nicht retten, der nach kurzer Zeit starb. Bose lebte noch und darum erbte er die Güter von dem Sohne. Am Morgen war Felix begraben und am Abend war der Zustand des kranken Vaters so bedenklich, daß man den Seelsorger kommen ließ. Nach der Ceremonie verlangte der Kranke den Gerichtsamtmann; er machte ein zweites Testament und setzte nun Amelie zur Universalerbin ein, jedoch mit der Bedingung, daß seine Wittwe fünf Jahre, vom Todestag an gerechnet, unvermählt bleibe. Nur dann erst stehe es ihr frei, einen zweiten Gatten zu wählen. Erfülle sie diese Klausel nicht, so sollen die Güter dem Magister Ehrenfried Kind zufallen, dem Bruder seiner unvergeßlichen Agnes. Ehrenfried habe auch darüber zu wachen, daß die gestellte Bedingung nicht außer Acht gelassen werde. Bose starb am 10. Juli... heute ist sein Todestag...

— Nach einem Jahr werde ich frei sein! rief Amelie.

— Das heißt?

— Ich kann ohne Vormundschaft leben.

— Ist Ihnen meine Aufsicht lästig gewesen? Sie haben sich allen Zerstreuungen hingegeben,

die eine reiche Dame sich verschaffen kann. Wenn ich zuweilen zur Mäßigung ermahnt habe, so leitete mich kein anderer Grund, als ...

— Die Sparsamkeit, oder, richtiger gesagt, der Geiz!

— Verzeihung Amelie, Sie verkennen mich, sagte süß lächelnd der Magister. Ich meine es herzlich gut mit Ihnen und möchte Sie gern vor Reue bewahren. Verständigen wir uns heute, an dem bedeutsamen Tage. Es ist Bose's Absicht gewesen, daß Sie in die Familie seiner Agnes treten sollen ... Wie schön wäre es, wenn Sie meine Gattin würden, wenn das große Vermögen den beiden Familien zugute käme, die gleiche Ansprüche darauf haben. Bin ich auch kein Lebemann, so liebe ich Sie doch so aufrichtig, daß ich in der Ehe nur Ihr Sklave sein werde, der gern alle Ihre Befehle erfüllt. Sie haben nun Zeit gehabt, mich kennen zu lernen ...

Er wollte ihr die Wange küssen.

— Herr Magister! rief sie entrüstet.

Der kleine Mann fuhr zurück.

— Amelie, Sie thun nicht gut! wisperte er. Ich wiederhole Ihnen, daß ich mit Einem Worte

Sie der Erbschaft verlustig machen kann. Die vier Jahre Ihres Wittwenstandes haben die kleinen Kapitale verschlungen, die Ihnen Bose hinterlassen ... die Güter werden mir zufallen, und Sie sind eine Bettlerin!

— Eine Bettlerin! Habe ich die Testamentsklausel nicht? Bin ich nicht unverheirathet? Wenn ich mich nach dem Ablaufe des bestimmten Jahres sehne, so leitet mich nur der Wunsch, daß Ihre Bevormundung ein Ende habe, die Sie in der lästigsten Weise ausüben. Ich werde mich nie wieder verheirathen. Und nun hören Sie, da Sie einmal eine Erklärung wollen, den Entschluß, den ich gefaßt habe. Hätte Bose seinem albernen Testament noch die Bedinguug hinzugefügt: Amelie erhält nur die beiden Güter, wenn sie dem Herrn Magister die Hand reicht, so würde sie es vorziehen, eine Bettlerin zu werden, wie sie sich auszudrücken belieben.

Sie warf die Strickerei auf den Tisch und wollte sich entfernen.

— Bleiben Sie! rief der kleine Mann.

— Was wollen Sie noch?

— Sie haben sich mit großer Offenheit aus-

gesprochen; auch ich will mich aussprechen. Sie haben oft ironisch des Umstandes erwähnt, daß Sie von Ihrer Hände Arbeit leben würden ... es kommt sicher dahin, es tritt selbst ein noch entsetzlicherer Fall ein.

Amelie lächelte stolz und verachtend.

— Sie mühen sich vergebens ab, Herr Magister. Wenn Sie nicht wirksamere Mittel kennen, mich einzuschüchtern, werden sie nie das Ziel erreichen.

— Ich kenne ein solches Mittel und werde es anwenden. Vor einem Monat ist der Hausarzt Bose's gestorben.

— Was kümmert mich der Mann?

— Er hat mir ein schriftliches Bekenntniß hinterlassen ... regt sich noch keine Ahnung in Ihnen, schöne Amelie?

Nein, wie!

— Der Knabe Felix, der rechtmäßige Erbe der beiden Güter, ist nicht eines natürlichen Todes gestorben ...

— Mein Herr!

Ehrenfried Kind trat der Dame näher und sagte mit zischender Stimme:

— Der Arzt hat gegen eine entsprechende Summe Gift gegeben.

— Wahnsinniger! schrie die Wittwe auf.

— Das Bekenntniß des Arztes ist unverwerflich...

— Noch einmal: Wahnsinniger!

— O, wie sie zittern und erbleichen...

— Ich schaudere vor Ihrer Verworfenheit zurück!

Der Magister senkte die Blicke auf seine weißen Hände, indem er flüsterte:

— Schaudern Sie nicht zurück, Amelie; erstaunen sie vielmehr über meine Gutmüthigkeit... Ich kenne das schreckliche Geheimniß seit vier Wochen und habe es trotz der Beleidigungen, die Sie mir so oft zugefügt, verschwiegen... mehr noch: meine Liebe zu Ihnen ist nicht geringer geworden. Verbinden wir uns für das ganze Leben, und ich zerreiße die schreckliche Schrift, die der Arzt mir eine Stunde vor seinem Tode übergeben. Sie wissen, der Dr. Espe war mein Jugendfreund und Studiengenosse.

— Gehen Sie! Gehen Sie! rief Amelie auffahrend. Müßte es nicht scheinen, wenn ich mich

nachgiebig zeige, als ob ich um das gräßliche Verbrechen wüßte? Gehen Sie, Elender, betreten Sie nie meine Schwelle wieder!

Ehrenfried verneigte sich.

— Zu Ihrem Heile, Madame, werde ich bleiben! Sie erkennen die Gefahr nicht völlig, die Ihnen droht... Ich besitze auch ein Dokument, das besagt: „Dem Vorzeiger dieses zahle ich, sobald ich den Besitz der Güter meines Mannes angetreten, 25,000 Thaler nach Wechselrecht ... Amelie Bose."

— Heiliger Gott! rief die junge Frau erschreckt. Wer gab Ihnen das Papier?

— Kein Anderer als der sterbende Arzt, der, weil er keine Familie hinterläßt, mich für einen früher geleisteten Freundschaftsdienst zu seinem Erben eingesetzt ...

Der Magister betrachtete lächelnd die erschreckte Frau.

— Nicht wahr, flüsterte er, Sie haben das Dokument ausgestellt? Wofür, wird der Richter fragen, schulden Sie dem Vorzeiger eine so bedeutende Summe? Offenbar für einen geleisteten Dienst! Auf Grund dieser Indicien wird man

die Gebeine des Knaben herausgraben und nach dem Gifte forschen, das den Erben von Wiederstedt beseitigt hat. Doch dahin wird es nicht kommen... Amelie ist viel zu klug, als daß sie sich den Chancen eines Prozesses preisgeben sollte, dessen Anstrengung allein schon die Welt in Erstaunen setzt.

Amelie war so erregt, daß sie nicht antworten konnte. Die zarte Röthe ihres Gesichts war einer leichten Blässe gewichen. Die schön geschweiften Lippen zuckten krampfhaft. Schwankend ging sie nach dem Sessel zurück, auf dem sie niedersank. Der starre Schreck machte sich durch Thränen Luft. Die Wittwe verhüllte das Gesicht und weinte. Ehrenfried Kind näherte sich leise der Weinenden.

— Amelie, flüsterte er theilnehmend, indem er seine Hand auf ihre Schulter legte, meine Liebe zu Ihnen ist so groß, daß sie durch den angeregten Verdacht nicht alterirt wird. Ich will nicht wissen, was Sie in einer schwachen Stunde gethan haben ... nein, ich nehme an, daß Bose selbst den ersten Anlaß dazu gegeben ... verloben Sie sich mir, und Sie werden die glückliche

Gattin eines Mannes werden, der Sie auf den Händen über die Dornen des Lebenspfades hinweg trägt.

Die Wittwe wandte ihr in Thränen gebadetes Gesicht dem Bewerber zu. Sie schien ruhig geworden zu sein.

— Wie, Herr Magister, eine Giftmischerin wollen Sie heirathen? fragte sie mit bebender Stimme.

— Die Liebe, Amelie, kennt keine Hindernisse; sie handelt, ohne zu überlegen. Entschließen Sie sich doch ... Sie sehen, der Himmel hat uns für einander bestimmt ... Als Ihr Gatte werde ich ein treuer Bewahrer des Geheimnisses sein, das der sterbende Arzt mir anvertraut.

— Und wenn ich es vorziehe, frei zu bleiben?

— Dann greift die Liebe zu einem Mittel der Verzweiflung ... Ich werde untergehen, und Sie mit mir! Amelie, ich habe Sie schon geliebt, als sich Bose um Sie bewarb ... Der Funke, der unter der Asche glühte, lodert jetzt zur verheerenden Flamme auf! Ich muß Sie besitzen!

Die Wittwe hatte nicht den Muth, ihre Hand

zurückzuziehen, als der kleine Mann sie leidenschaftlich an seine Lippen preßte.

— Lassen Sie mir Zeit! flüsterte sie ängstlich.

— Wie lange?

— Ich werde bald einen Entschluß gefaßt haben.

— Beeilen Sie sich, Amelie!

— Vor Ablauf eines Jahres darf ich nicht über mich verfügen. Sie kennen die Testamentsklausel.

— Soll ich ein Jahr lang warten? Die Ungeduld verzehrt mich ...

— Treten Sie die Reise an, von der Sie gesprochen; vielleicht kann ich mich entschließen, wenn Sie im Herbst zurückkehren.

— Sie reisen mit mir, Amelie.

— Wenn sie mich lieben, so fügen Sie sich meinem Willen ... sonst glaube ich Ihren Versicherungen nicht.

— Es fällt mir schwer; doch ich gehorche. Ach, Amelie, zerstören Sie die Hoffnung nicht mit rauher Hand, die Sie jetzt angefacht, Sie würden sich selbst vernichten.

Ehrenfried Kind verließ das Gemach.

— Endlich, dachte er, habe ich mich ausgesprochen! Nun ist mir ein schwerer Stein vom Herzen genommen. Die Freier, die das große Vermögen wittern, mögen sich zeigen . . . ich fürchte sie nicht mehr. Das reizende Weib weiß nun, wie es zu verfahren hat.

Er machte einen Gang durch den Garten und unterhielt sich mit dem Gärtner über Botanik.

Amelie saß sinnend auf ihrem Arbeitssessel.

— Was ist das? Was ist das? flüsterte sie vor sich hin. Wie kommt dieser gräßliche Mensch in den Besitz meines Dokuments? Ich habe es ausgestellt, ich kann es nicht läugnen . . . Bose, wenn Dich die Eifersucht zu einem Streiche verleitet hätte, der Elend über mich bringt, Du würdest es dort oben nicht verantworten können. Und Leo, dem ich aus vollem Herzen vertraut . . . Ich muß auf der Huth sein, dieser gleisnerische Magister kann meinen Plan zerstören. Das große Vermögen wird mir bleiben, und müßte ich alle Minen springen lassen. Nein, ich glaube an eine Schuld Bose's nicht, ich kann es nicht!

Eine elegante Equipage hielt vor dem Hause. Amelie öffnete rasch das Fenster.

— Meine Beste, rief die Dame im Wagen, Sie haben noch nicht Toilette gemacht?

— Ist es schon so spät?

— Die verabredete Stunde ist vorüber.

— Ich lege nur Hut und Shawl an ...

— So warte ich im Wagen!

Die Glocke rief das Kammermädchen herbei. Fünf Minuten später verließ Amelie das Haus; ein Diener stand an dem geöffneten Schlage ...

— Guten Tag, Mathilde!

— Wie vergeßlich Sie sind, liebe Freundin!

— Ich hatte eine Unterredung mit meinem frommen Vetter.

— Ist die lächerliche Person noch hier?

— Sie wird, so hoffe ich, morgen reisen!

Während dieses Gesprächs hatte der Diener den Wagen geschlossen, der nun, von zwei glänzenden Rappen gezogen, leicht davonrollte.

Der Magister stand zwischen den Blumen am Fenster und sah der Equipage nach.

— Mag sie sich zerstreuen, murmelte er, ich habe es gern. Die reizende Sünderin wird doch meine Frau ... Hat sie auch nicht theilgenommen an dem Verbrechen, so weiß sie doch darum. Böse

liebte sie bis zu seinem letzten Athemzuge; er haßte den Sohn aus Liebe zu der Frau! O, ich habe den Schwärmer zu genau gekannt! Die Karten sind gemischt; sehen wir, wer das Spiel gewinnt.

Er trat in die Veranda, die den Salon von dem Garten trennte. Hier fand er das Kammermädchen, das die Lieblingsblumen der Herrin tränkte.

— Wir sind nun allein im Hause, Lisette!

— Ja, Herr Magister.

— Wer ist die Dame, die Deine Herrin abholte?

— Kennen Sie die Dame nicht? fragte lächelnd die Zofe, ein hageres schwarzäugiges Mädchen von 30 Jahren.

— Nein, mein Kind. Du weißt ja, daß ich erst vor einigen Tagen angekommen bin.

— Die Dame ist Mathilde Both, eine reiche Erbin.

— Ah, sie ist reich.

— Und doch noch unverheirathet! rief lachend Lisette.

— Das wundert mich.

— Weil sie entsetzlich schielt und einen kurzen

Fuß hat. Der rothen Haare will ich nicht erwähnen. Aber geistreich ist sie, wie wenig Damen in der Stadt es sind. Sie lebt auf großem Fuße und sieht stets die feinsten Cirkel um sich. Ihr Bruder ist Offizier ...

— Kommt der Bruder in unser Haus?

— Nein! rief Lisette.

— Empfängt Amelie überhaupt Besuche von Männern?

— Der, den Sie diesen Nachmittag gesehen, ist der einzige ...

— Kennst Du ihn, mein Kind?

— Ich weiß nur, daß er ein Lebemann ist und Sander heißt. Er soll meiner Herrin das Leben gerettet haben ...

— Lisette, hast Du mir sonst nichts mitzutheilen? fragte der kleine Mann, das Mädchen schlau anblickend.

— Nein, Herr Magister.

— Du kennst meine Beziehungen zu Amelie ... ich habe sie Dir schon angedeutet. Es ist meines verstorbenen Vetters, Bose's, Wille ... Ich statte Dich glänzend aus, Du verstehst mich ... Sei klug, Lisette, habe deinen Vortheil im Auge und

mache Dich unabhängig. Wenn Du einen Geliebten hast, so setze ich Dich in den Stand, ihn zu heirathen. Ich lasse Dir meine Adresse zurück ... berichte mir wöchentlich Alles, was hier vorgeht.

Lisette nickte mit dem Kopfe. Wenn Sie mich nicht verrathen, flüsterte sie, werde ich Ihnen zu Diensten sein, Herr Magister. Ach, ich sehne mich danach, meinem Geliebten die Hand zu reichen, der ebenso arm ist, als ich es bin. Man kommt nun in die Jahre, und je länger eine Heirath hinausgeschoben wird, je schwieriger ist sie zu bewerkstelligen.

Amelie kam spät zurück; sie sah ihren Gast nicht mehr, der sich zeitig zur Ruhe begeben hatte. Am nächsten Morgen brachte Lisette ihrer Herrin einen Brief.

— Von wem? fragte die junge Frau.

— Von dem Herrn Magister; er übergab ihn mir vor seiner Abreise.

— Ist er denn abgereist?

— Vor einer Stunde. Er bedauerte, nicht Abschied von Ihnen nehmen zu können, da er den ersten Bahnzug nicht versäumen wollte.

Amelie las den Brief. Sie lächelte bitter, las noch einmal und verbrannte das Papier an der Spiritusflamme der Kaffemaschine, die vor ihr auf dem Tische stand.

— Der Elende! flüsterte sie. Ich lasse es darauf ankommen.

Nachdem sie mit Hülfe des Kammermädchens Toilette gemacht, setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb einen langen Brief, den sie selbst zur Post brachte.

3.

Armin Sander hatte rasch und glücklich sein Ziel erreicht. Er sah die große Handelsstadt H. zum ersten Male. Der lebhafte Verkehr in den Straßen, der ein eigenes Gepräge trug, die glänzenden Verkaufsläden und die hohen, theils prachtvollen Häuser ließen ihm den Aufenthalt in dieser Umgebung wünschenswerth erscheinen. Das Hotel, in welchem er wohnte, lag in einer der Hauptstraßen. Er würde es vielleicht nicht gewählt haben, wenn er gewußt hätte, daß er den so angenehmen Aufenthalt sehr theuer bezahlen

mußte. Ein Commis, welcher eine Stelle sucht, muß in bescheidenen Gasthäusern wohnen. Aus dem Adreßbuche der Stadt ersah Armin die Wohnung des Advokaten, auf den all sein Hoffen gerichtet war. Er machte am folgenden Morgen sorgfältig Toilette und fuhr in einem Fiaker zu dem Rechtsanwalt, der in der Nähe der Börse wohnte. Das zwar alte, aber große und stattliche Haus, an dessen Thür die Firma des Juristen prangte, verrieth, daß der Besitzer desselben ein wohlhabender, vielleicht ein reicher Mann sei. Armin ward von einem Diener empfangen, der ihn in eine Art Vorzimmer führte.

— Wen soll ich dem Herrn Doktor Mohr melden? fragte der Bediente, der eine hechtgraue Livree mit grünen Aufschlägen trug.

Der junge Mann überreichte vornehm seine Karte. Dann war er allein. Das Gemach, in dem er sich befand, enthielt nur zwei Stühle und einen alten großen Schrank, dessen wurmstichige Thür fest verschlossen war. Die Farbe der hier und dort zerrissenen Tapeten ließ sich kaum noch unterscheiden. Armselige Vorhänge von verschossenem Kattun hingen schlaff an dem Fenster herab,

dessen kleine Glasscheiben trübe von Schmutz waren. Schon in diesem Vorzimmer verspürte man den Geruch von Akten und Büchern, Sand und Tinte. Der Fußboden war schwarz wie die Decke, die ein starker Querbalken trug.

Der Diener erschien nach einigen Minuten wieder. Er berichtete, daß der Herr Doktor eine Konferenz habe, nach deren Beendigung er den Besuch sogleich annehmen werde. Die Geduld des Lebemanns ward auf eine harte Probe gestellt. Nach einer Viertelstunde erst ward die Thür des Kabinets wieder geöffnet und ein schmächtiger bleicher Mann in eleganter Toilette trat heraus.

— Auf Wiedersehen, Herr Sensal! rief ihm eine kräftige Baßstimme nach, die des Advokaten. Der Sensal grüßte kalt und verschwand. Armin klopfte an die Thür und betrat das Arbeitskabinet. Der Doktor, ein Mann von gewöhnlichem Aussehen, empfing ihn mit den Worten:

— Herr Armin Sander?

— Ihnen zu dienen. Ich bringe einen Brief von dem Herrn Advokaten Wolf in M.

— Ah, von meinem Schwager!

— Hier ist er.

Armin mußte auf dem Klientensessel Platz nehmen. Es fehlt dieser Sessel in keiner Advokatenstube. Hier war er ein altes schweres Möbel, das dem Arbeitspulte gegenüber stand. Während der Doktor las, musterte der Klient das Zimmer. Es entsprach völlig dem Vorgemache. Beschmutzte Tapeten, Staub, abgenutzte Möbel, trübe Fensterscheiben und verblaßte Gardinen bildeten ein Ensemble, das seine Wirkung auf den Beobachter nicht verfehlte. Das Aktenrepositorium war wurmstichig wie der Schrank im Vorzimmer. Durch die Scheiben einer Glasthür ließ sich das angrenzende Zimmer übersehen; sechs Schreiber saßen dort arbeitend an einem langen Tische. Der Rechtsanwalt, der so viel Leute beschäftigte, mußte ein gesuchter sein. Neben der Glasthür stand ein großer eiserner Geldschrank, dessen schwere Thür halb geöffnet war ... das einzige moderne Geräth in der stark nach Moder und Verwesung riechenden Expedition.

Der Doktor war ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren; er hatte einen dicken Kopf mit gräuschwarzen, kurz geschorenen Haaren, ein rothbraunes fleischiges Gesicht und runde dunkelglü-

hende Augen, die von gerötheten Lidern umgeben wurden. Das glatt rasirte Kinn schimmerte bläulich. Die Nase, ein unbeschreibliches Exemplar, schien von Kautschuk zu sein. Blaue und rothe Aederchen zogen sich wie ein Netz über die Spitze oder vielmehr über den schwammigen Kolben derselben. Die Toilette des Doktors gehörte zwar nicht der neuesten Mode an; aber sie war doch reinlich und sauber. Wer den Doktor nicht kannte, würde ihn wahrlich nicht für einen Gelehrten gehalten haben; er glich vielmehr einem Amerikaner, der in Baumwolle oder Negern speculirt. Armin hoffte nicht viel von diesem Manne, der weder Herz noch Verstand zu besitzen schien. Aber er hatte sich sehr getäuscht.

— Mein Schwager Wolf ist ihr Vormund gewesen? fragte er freundlich.

— Ja, Herr Doktor.

— Auch hat er in den letztverflossenen Jahren noch Ihr Vermögen verwaltet?

— So lange dies möglich war ... Durch meine Unvorsichtigkeit sind mir große Verluste zugefügt. Ich muß mir als Kommis eine Stelle suchen ...

Die Blicke der großen Augen des Advokaten hatten sich auf den jungen Mann gerichtet; es schien, als ob sie das Innerste seines Wesens erforschen wollten. Dann rieb er mit dem Finger seine braunrothe Stirn, die sich in Falten gelegt hatte.

— Mein Schwager fordert mich auf, Sie in einem Großhandlungshause unterzubringen . . . er stellt mir da eine schwierige Aufgabe.

— Ich besitze alle Kenntnisse, um den Platz eines Korrespondenten auszufüllen.

— So schreibt mein Schwager und ich zweifle nicht daran; indeß . . .

Er schwieg und sah starr auf den Brief, den er noch in der Hand hielt. Armin erkannte deutlich, daß der Advokat keine Neigung hatte, sich mit der Angelegenheit zu befassen.

In diesem Augenblicke trat der Diener ein.

— Verzeihung, Herr Doktor, wenn ich störe.

— Was giebt's?

— Ein expresser Brief.

— Von wem?

— Der Postbote bringt ihn.

Der Doktor quittirt und entläßt den Diener. Dann wandte er sich zu Armin.

— Der Brief scheint wichtig zu sein; Sie erlauben mir, mein Herr ...

Armin verneigte sich.

Der Advokat trat an sein Arbeitspult und las lange. Es mußten ihm wirklich wichtige Nachrichten zugehen, denn er rieb sich die Stirn und kniff die Lippen zusammen. Einige Stellen las er zweimal. Dann legte er den Brief auf das Pult, drehte den Arbeitssessel herum und sagte: „Ich möchte ihnen gern nützen, Herr Sander, da mein Schwager mich dringend darum bittet.“ Und dabei richtete er forschende Blicke auf Armin, die diesen fast in Verlegenheit setzten. „Ich habe Ihren Vater gekannt,“ fuhr er fort: „er war ein braver und intelligenter Mann, der sein Emporkommen nur sich selbst zu verdanken hatte. Weiß ich auch in diesem Augenblicke nicht, wie ich Ihnen nützen kann, so verspreche ich Ihnen doch, meinen ganzen Einfluß zu Ihrem Besten geltend zu machen. Sie haben Schulden hinterlassen, die Sie in Wechselhaft bringen können ... so schreibt mein Schwager ... leben Sie vor der

Hand eingezogen, daß Ihr Aufenthalt nicht bekannt werde. Es wird wohl ein Arrangement mit Ihren Gläubigern möglich sein. Ich biete Ihnen Wohnung in meinem Hause an . . .

— Diese Güte, Herr Doktor!

— Danken Sie mir dadurch, daß Sie sich unbedingt meiner Führung überlassen, denn ich kenne kein anderes Mittel, Ihnen eine neue Karriere zu öffnen. Der Himmel hat mich mit Kindern nicht gesegnet; es wird mir Freude bereiten, wenn ich für Sie als Vater sorgen kann. Finden Sie sich diesen Mittag zwölf Uhr ein, Sie werden mich nach meinem Landhause begleiten. Für jetzt nehmen mich dringende Geschäfte in Anspruch.

Armin hätte dem würdigen Manne die Hand küssen mögen. Er trennte sich von ihm mit der Versicherung, daß er von nun an keinen andern Willen mehr haben werde, als den seines großmüthigen Protektors.

Als der Advokat allein war, ergriff er noch einmal den Brief, um ihn aufmerksam zu lesen. „Der Vorschlag Wolf's gefällt mir,“ murmelte er vor sich hin. „Das Unternehmen ist gewagt;

wir müssen vorsichtig sein, sehr vorsichtig zu Werke gehen ... aber es kann gelingen, und wenn es gelingt, haben wir mit einem Schlage ein glänzendes Geschäft gemacht. Armin Sander ist ganz der Mann, mit dem sich spekuliren läßt. Nach drei Tagen werde ich ihn ganz genau kennen."

Er schrieb nun einen langen Brief, den er unter der Adresse des Advokaten Wolf sofort abgehen ließ. In den folgenden Stunden besorgte er die laufenden Geschäfte. Mit dem Schlage Zwölf trat Armin ein. Der Advokat schloß sein Büreau und führte den Gast die Treppe hinab. An der Thür hielt eine elegante Equipage, die soeben vorgefahren war. Fritz, der Bediente in hechtgrauer Livree, öffnete den Schlag und ließ die beiden Herren einsteigen. Die Equipage rollte durch die belebten Straßen, passirte das Stadtthor und fuhr eine Viertelstunde lang auf glatter Chaussee weiter. Der Advokat war der angenehmste Gesellschafter von der Welt; er bezeichnete einige großartige Etablissements, die rechts und links am Wege lagen, und rief endlich: „Dort ist mein Landhaus!" Aus einer Baumgruppe ragte das glänzende Schieferdach einer Villa her-

vor, die mit einem Thürmchen geschmückt war. Der Wagen verließ die Straße, fuhr über einen mit Obstbäumchen bepflanzten Wiesenweg und hielt nach fünf Minuten vor einem Gitterthore, das ein Gärtnerbursche, der schon gewartet hatte, öffnete. Die beiden Herren betraten einen prachtvollen Garten, den man füglich einen Park nennen konnte. Rasenplätze, Blumenbeete und Strauchgruppen wechselten im reizenden Gemische ab. Das Landhaus, im italienischen Style erbaut, ward in seinen Giebeln von zwei riesigen Linden beschattet. Auf dem frischen Rasenplatze vor demselben befand sich ein großes Steinbassin, in dem schillernde Goldfische ein lebhaftes Spiel trieben. In dem Blätterdickicht der Linden sangen muntere Vögel.

— Hier ist mein Eldorado! sagte der Advokat, der sich an dem Erstaunen seines Gastes weidete. Hier schüttele ich den Aktenstaub ab und athme die frische Luft, die ich in dem Gewühle der Stadt entbehren muß. Sobald ich die Schwelle des Gartens überschritten habe, bin ich nicht mehr Advokat; ich bin nur noch Mensch.

Der Doktor führte den jungen Mann zu der

Veranda, die sich an der ganzen Façade des Hauses hinzog. Ein lieblicheres Plätzchen als die Veranda läßt sich kaum denken.

— Antonie! rief der Advokat.

Er eilte einer Dame entgegen, die rasch aus der offenen Thür des Salons trat. Nachdem er sie zärtlich geküßt, stellte er sie dem Gaste vor.

— Meine Frau! Herr Armin Sander, ein Protégée Deines Bruders in M. Er sei Dir, liebe Frau, bestens empfohlen.

Armin küßte respektvoll die Hand der Dame, die sich nun angelegentlich nach ihrem Bruder erkundigte. Sie sprach gut und lebhaft und verrieth eine feine weibliche Bildung.

Antonie mochte neunundzwanzig bis dreißig Jahre zählen; sie war schlank gewachsen, hatte ein bleiches, zartes Gesicht und ein schönes blondes Haar, das sich über der Stirn zu einem Wellenscheitel formte. Eine geschmackvolle Toilette verminderte die Hagerkeit ihrer Person. Das blaue Auge, obwohl es ein wenig tief in der Höhle lag, verrieth Lebenslust und Gutmüthigkeit. Ihre überaus zarten Lippen bildeten einen köstlichen Mund. Man konnte sie wohl eine

Schönheit, aber eine unvollkommene Schönheit nennen. Fehlte den Zügen auch die Regelmäßigkeit, so übten sie doch in ihrer Gesammtheit einen günstigen Eindruck aus. Das feine, decente Benehmen zog einen Schleier über die Mängel, die nur der scharfe Blick des Beobachters entdeckte.

In dem Salon, der prächtig eingerichtet, war der Mittagstisch schon gedeckt. Antonie befahl einer schmucken Magd, ein drittes Kouvert aufzulegen. Es geschah. Der Doktor behandelte seine Frau mit einer Zärtlichkeit, die der ihm nicht zugetraut hätte, der ihn nur in seinem Büreau beobachtet. Wie die Umgebung, war auch er anders. Er zeigte selbst eine gewisse Bonhomie, die mit seinem Aeußern arg kontrastirte. Die Zeit bis zum Mittagsessen füllten angenehme Gespräche aus. Nach Tische zeigte der Doktor seinem Gaste den Park und das Landhaus, von dessen Thurm sich eine herrliche Fernsicht bot. Die Stadt erschien wie ein großartiges Panorama. Nach dem Spaziergange ward in einer schattigen Laube der Kaffee genommen, und Antonie, die bediente, übte mit Grazie und Anmuth die Pflichten der Hausfrau. Armin hatte Gelegenheit, seine

geselligen Talente zu entwickeln; er bemerkte es wohl, daß er dem Ehepaar gefiel. Gegen Abend ward eine Spazierfahrt unternommen, und als Armin um neun Uhr schied, lud Antonie ihn für den folgenden Tag ein. Die Equipage brachte ihn nach der Stadt zurück.

— Die Empfehlung wirkt mächtig! dachte der junge Mann. Es wird mir wohl gelingen, eine Existenz zu finden. Aber Amelie, Amelie ... seit ich nicht mehr mit ihr in einer Stadt wohne, peinigt mich eine Sehnsucht nach ihr, die ich durch keine Zerstreuung zu verscheuchen vermag.

Acht Tage später bewohnte er ein Zimmer in dem Hause des Advokaten, und der alte Fritz, der das Amt eines Hausinspektors verwaltete, bediente ihn. Mittags fuhr er mit dem Doktor nach der Villa und Abends kam er zurück. Nach vierzehn Tagen war er der erklärte Hausfreund und von der Uebernahme eines Kommispostens sprach man nicht mehr.

Einst, als Armin um die gewöhnliche Stunde in das Büreau trat, fragte ihn der Rechtsanwalt:

— Wie steht es mit Ihrer Kasse, mein Freund?

— Mit meiner Kasse?

— Halten Sie mich durchaus nicht für indiscret ...

— Nein, o nein, Herr Doktor!

— Sie sind an ein gutes Leben gewöhnt, haben stets über große Summen verfügt ... es muß drückend für Sie sein ...

— Ihre Güte hat mir eine Existenz geschaffen, die nichts zu wünschen läßt.

— Nun, kurz und bündig: brauchen Sie Geld?

— Nein, Herr Doktor.

— Vergessen Sie doch nicht, daß ich Ihr Freund bin. Meine Kasse steht Ihnen zu Gebote.

— Wie aber kann ich zurückzahlen?

— Sprechen wir nicht davon. Ihr Umgang erheitert mich, ist mir Bedürfniß geworden ... auch meine Frau liebt Ihre Unterhaltung ...

— Sie machen mich unendlich glücklich, Herr Doktor!

— Trotz des kleinen Unterschieds in den Jahren bin ich Ihr Freund!

Armin umarmte den Rechtsanwalt. Dann fuhren Beide nach der Villa, um den Nachmittag und den Abend auf die angenehmste Weise zu verbringen.

Ein Monat war so verflossen. Armin hatte dem Advokaten Wolf geschrieben und seine glückliche Lage in lebhaften Farben geschildert. Der Brief war unbeantwortet geblieben.

Eines Tages riefen den Rechtsanwalt Geschäfte nach der Stadt. Armin saß gegen Abend mit Antonien allein in der Veranda. Die Dämmerung hatte begonnen; ein frischer Duft entströmte den Blumen, die in der Nähe des Landhauses standen. Die Vögel in den Linden zwitscherten die letzten Töne ihres Abendliedes leise und geheimnißvoll. Tiefe Ruhe herschte rings und selbst in dem Innern der Villa regte sich kein Geräusch. Antonie saß sinnend in dem amerikanischen Schaukelstuhle, das Köpfchen auf die zarte Hand stützend. Es schien, als ob die Abwesenheit des Gatten ihr die gute Laune geraubt habe. Armin hielt es für Pflicht, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

— Ich beneide meinen Freund, den Doktor! rief er aus.

— Um was?

— Das Glück, das ihm die Ehe bietet, ist unbeschreiblich.

— Ich glaube, antwortete die Dame bescheiden, mein Mann ist mit mir zufrieden.

— Er spricht mit Enthusiasmus von Ihnen, Madame!

— Und ich kann nur sagen, daß Mohr der beste Mann ist, welchen eine Frau sich wünschen kann. Eine Trennung von ihm würde mein Tod sein.

— Der Mann, der allein in der Welt steht, ist zu beklagen! rief Armin seufzend.

— Verheirathen Sie sich doch, Herr Sander!

— Wenn das möglich wäre!

— Was hindert Sie?

— Wie kann ein Handlungskommis, der ohne Anstellung ist, daran denken ...

— O, Sie müssen sich ein reiches Mädchen wählen.

— Glauben Sie, daß Reichthum allein das Glück der Ehe bedingt?

— Nein, aber er ist nöthig, um das Glück, das die Harmonie der Seelen erzeugt, zu erhal-

ten. Die Verhältnisse unserer Zeit sind nicht danach angethan, den alten Spruch zu rechtfertigen: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ Ueberschreiten Noth und Elend die Schwelle, so flieht der Frieden aus dem Hause. Aber so weit braucht es nicht einmal zu kommen ... Der Mann, der gezwungen ist, eine Arbeitsmaschine zu sein, wird abgestumpft gegen die edleren Freuden des Lebens. Mohr arbeitet den Vormittag, den Nachmittag widmet er seiner Frau. Und so ist es recht, so muß es sein, wenn die Ehe beiden Gatten Genuß gewähren soll. Wäre mein Mann auf den Ertrag seiner Arbeit allein angewiesen, wir würden weder dieses Landhaus bewohnen, noch uns des Lebens in dem Grade freuen können, wie es unserer Bildung angemessen ist. Das Vermögen, das ich ihm zugebracht, ist ebenso nothwendig zu unserem Glück, als die gegenseitige Liebe.

— Zugestanden, zugestanden! rief Armin. Aber wo finden sich zwei Personen ...

— Ah, jetzt kommen wir auf den Hauptpunkt! Suchet, so werdet ihr finden, steht in der Schrift. Reiche und liebenswürdige Frauen bieten sich nicht

an. Auch darf man eine so wichtige Angelegenheit nicht dem Zufall überlassen. Ein Freund Mohr's vermittelte seine Bekanntschaft mit mir, die, wie Sie sehen, den herrlichsten Abschluß gefunden hat. Wir würden uns im Leben vielleicht nie gesehen haben, wenn die Vermittelung nicht stattgefunden hätte. Oder hätte ich Mohr gesehen, ohne vorher seine vortrefflichen Eigenschaften gekannt zu haben, ich würde ohne Zweifel seine Frau nicht geworden sein. Ist Ihr Herz noch frei?

— Ja!

— Haben Sie Lust, sich zu verheirathen?

— Ja.

— Ich frage im Ernst.

— Und ich antworte im vollen Ernst.

— Wohlan, so werde ich die Vermittlerin sein. Eine meiner Freundinnen paßt vortrefflich für Sie. Mit persönlichen Eigenschaften, die sie höchst liebenswürdig erscheinen lassen, verbindet sie noch den Vorzug, daß sie ein enormes Vermögen besitzt. Sie zählt fünfundzwanzig Jahre und ist sehr schön. Nun werden Sie mich fragen ... ich lese es in Ihrem Erstaunen ... warum eine

solche Dame, die von Bewerbern umlagert sein muß, nicht längst verheirathet ist ...

— Gewiß, gewiß! rief Armin.

— Die Antwort darauf ist sehr einfach. Meine Freundin war schon einmal verheirathet.

— Ah, sie kennt die Ehe!

— Und zwar von der traurigsten Seite.

— Darum ist sie vorsichtig.

— Ganz recht! erklärte Antonie. Sie will sich nur mit dem Manne verbinden, von dem sie mit Sicherheit Glück erwarten darf. Ich habe Sie beobachtet, Herr Sander, und gefunden, daß Sie alle Eigenschaften besitzen, welche meine Freundin fordert. Wagen wir den Versuch ... Lernen Sie die Freundin, und diese lerne Sie kennen ... das gegenseitige Gefallen und die Liebe wird nicht ausbleiben. Somit helfe ich auch die Freundschaft bethätigen, die mein Mann für Sie hegt. Zugleich handle ich im Sinn meines Bruders ...

Armin küßte der Dame bewegt die Hand.

— Gleicht die Freundin Ihnen nur zur Hälfte, so wird sie mir Bewunderung und Verehrung abzwingen.

— Sie übertrifft mich in jeder Beziehung! antwortete Antonie. Morgen, so hoffe ich, wird die Freundin ankommen, wie alljährlich, um einige Wochen mit mir zu verbringen, Schweigen Sie, beobachten Sie und ... lernen Sie lieben! Mein Mann kommt! ... er braucht nicht zu wissen, daß ich Sie unter die Haube bringen will.

Die Dame erhob sich rasch und eilte die Stufen der Veranda hinab in den Garten. Armin, der ihr langsam folgte, sah, daß sie sich jauchzend an die Brust des Gatten warf und ihn so innig küßte, als ob sie nach langer Trennung mit ihm vereinigt würde. Arm in Arm kamen Beide zurück. Der Advokat reichte dem Freunde die Hand, fragte, wie er sich unterhalten und drückte lebhaft die Freude aus, nun in Ruhe den Abend genießen zu können. Man speiste, machte einen Spaziergang durch den duftenden Garten und trennte sich gegen zehn Uhr. Mohr begleitete den Freund bis zu der Gitterthür. Hier sagte er vertraulich: „Freund es ist eine Hiobspost angelangt. Einer Ihrer Wechselgläubiger verfolgt Sie. Wäre die Summe nicht so bedeutend, ich würde sie vorschießen ... leider besitze ich in diesem Augenblick

die Mittel nicht ... ich müßte die Hülfe meiner Frau in Anspruch nehmen ...

Armin gerieth in Verlegenheit.

— Ich habe Spielschulden hinterlassen, murmelte er, bin von den Freunden arg und oft betrogen ... Ihr Schwager weiß es ja!

— Immerhin, Wechsel bleibt Wechsel! Noch haben Sie für Ihre Sicherheit nicht zu fürchten; aber wir müssen Vorkehrungen treffen, daß die ungeduldigen Gläubiger beruhigt werden. Haben Sie Feinde?

— Ich wüßte nicht ... nur der Eigennutz kann mich verfolgen.

— Wir berathen morgen oder übermorgen. In meinem Hause sind Sie sicher. Ist es nöthig, so werden Sie in der Villa wohnen ...

— Freund, lieber Freund!

— Heute ward mir eine Stellung für Sie angetragen.

— Ist's möglich!

— Sie werden sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht annehmen. Es wird gut sein, daß Niemand Ihren Aufenthalt kennt. Der nächste

Brief meines Schwagers mag entscheiden. Zählen Sie auf mich! Gute Nacht!

Der junge Mann trennte sich gerührt von dem großherzigen Freunde. Während er langsam der Stadt zu ging, überdachte er seine Lage. „Bah,“ murmelte er, „Amelie's Vermögen ist mehr als zweifelhaft, ich werde sie aufgeben. Antonie hat Recht: ohne Geld gibt es keine glückliche Ehe. Die vorgeschlagene Partie reizt mich ... Die schöne Wittwe mag meine Schulden bezahlen, daß ich ihres Besitzes mich freuen kann. Zwei Wittwen! rief er lachend. Ich wähle die reichste! Amelie hat mir, ich habe ihr kein Versprechen gegeben ... demnach sind wir Beide frei. O, wäre die Freundin doch schon angekommen. Ich liebe sie schon, obgleich ich sie noch nicht gesehen habe, Antonie besitzt eine feine Bildung und guten Geschmack, auf ihr Urtheil kann man bauen. Wohlan, ich heirathe die Wittwe, und wenn sie ein Ausbund von Launen und Kapricen ist. Dann und wann ein kleiner Streit kann nicht schaden, er verscheucht die Monotonie des Ehestandes.“

Diese Reflexionen hatten Armin in so heitere Laune versetzt, daß er noch ein Stündchen in

einem Weinhause verbrachte, ehe er heimging. Der genossene Champagner verfehlte seine Wirkung nicht. Lebhaft zog der Taumelnde die Glocke. Fritz, der alte Diener, öffnete.

— Sie kommen heute sehr spät! rief er verdrießlich.

— Meinen Sie, alter Freund? Ich denke, es ist noch früh.

— Mitternacht ist längst vorüber. Man hat seine Nachtruhe nicht mehr ...

— Hier ist ein Goldstück ... ich lasse mich nicht umsonst bedienen.

Fritz war beruhigt; er leuchtete dem vergnügten Gaste die Treppe voran, half ihm beim Auskleiden, brachte ihn zu Bett und löschte sorgsam die Kerze aus. Dann zog er sich in sein Stübchen zurück, das im Erdgeschosse des alten Hauses lag.

4.

Am nächsten Morgen neun Uhr erschien der Advokat pünktlich, wie stets. Die Schreiber arbeiteten schon seit einer Stunde. Die Geschäfts-

ordnung des Rechtsanwalts war musterhaft. Er selbst ging den Leuten mit gutem Beispiele voran. Fritz hatte schon auf den Herrn gewartet; er berichtete ihm im Vorzimmer, daß Herr Sander sehr spät und sehr aufgeregt nach Hause gekommen sei. Der Doktor lächelte.

— Hast Du mir nichts weiter zu melden, Fritz?

— Doch ja. Schon um acht Uhr fragte ein Herr nach Ihnen, der es sehr eilig zu haben schien.

— Wer war der Herr?

— Hier ist seine Karte.

Der Doktor warf einen Blick auf das glänzende kleine Blatt.

— Magister Ehrenfried Kind! murmelte er überrascht.

— Er wird nach neun Uhr wieder anfragen.

— Gut; sobald er kommt, führe ihn zu mir. Anderen Klienten sage, daß ich nach zehn Uhr zu sprechen sei.

Mohr betrat sein Kabinet, empfing die Berichte des ersten Schreibers und theilte neue Arbeiten aus. Nachdem er die eingegangenen Briefe durchgesehen, stand er sinnend vor seinem Arbeitspulte. Es mochten ihn Sorgen drücken, die nicht

leicht zu beseitigen waren. Er rieb mit dem Finger die Stirn, las noch einmal einen der Briefe und stieß einen leisen Fluch aus.

— Nun wird es doch Zeit! murmelte er. Geld und immer Geld! Es ist ein Kunststück, die Balance zu halten und der Welt gegenüber als unabhängiger Mann zu erscheinen.

Nicht lange hatte er in einem Aktenstücke gelesen, als Fritz den Magister Kind anmeldete. Der kleine Herr, wir kennen ihn schon, wird unverzüglich vorgelassen.

— Gott zum Gruße, Herr Doktor!

— Guten Morgen, Herr Magister!

Beide Männer reichten sich die Hände, wie alte Bekannte. Kind lächelte, Mohr sah ernst aus.

— Ich bedarf Ihres Rathes, Herr Doktor!

— Der Rechtsanwalt steht Ihnen zu Diensten.

Ehrenfried Kind hatte auf dem Klientensessel Platz genommen.

— Ist es nöthig, fragte er süß lächelnd, daß ich Ihnen die Geschichte meiner verstorbenen Schwester Agnes, der ersten Frau des Inspektors Bose, in das Gedächtniß zurückrufe?

Der Advokat hatte einige Augenblicke den Siegelring an seiner Hand betrachtet.

— Nein! antwortete er ruhig.

— Gut!

— Ich erinnere mich noch genau aller Umstände, die Sie damals mir mittheilten, als Sie das Testament Ihres Schwagers Bose anfechten wollten .

— Sie riethen mir ab von einem Prozesse ...

— Weil ich überzeugt war, daß er für Sie fruchtlos ausgehen würde. Es boten sich keine rechtlichen Anhaltspunkte. Der Knabe Felix erbte von der Mutter, dann trat, nach der gesetzlichen Bestimmung, der Vater als Erbe des Sohnes ein, und Bose hatte ein Recht, über sein Vermögen zu verfügen. Wenn Amelie, seine Wittwe, die ihr gestellten Bedingungen erfüllt, worüber Sie zu wachen haben, ist auch jetzt ein Angriff fruchtlos.

— Freilich, flüsterte der Magister, Amelie ist noch jetzt unverheirathet! sie hat nicht einmal eine Liebschaft angeknüpft ... wenigstens ist mir eine solche nicht bekannt geworden.

Jetzt lächelte der Doktor.

— Liebschaften, Herr Magister, verpönt das Testament nicht! Die Wittwe darf sich vor einer bestimmten Frist nicht verheirathen ... das ist Alles.

— Trotzdem, lieber Herr Doktor, glaube ich in den Besitz des Bose'schen Vermögens zu gelangen.

Der Advokat unterdrückte sein Erstaunen.

— Sie glauben es?

— Ja!

— So müssen Zwischenfälle eingetreten sein, die der Angelegenheit eine veränderte Gestalt geben.

— Nur ein Zwischenfall, lieber Doktor! Diesen Ihrer Ansicht zu unterbreiten bin ich gekommen.

— Lassen Sie hören!

— Ich zähle natürlich auf Ihre Diskretion, wenn meine Ansichten nicht die richtigen sind, und werde mich dankbar zeigen, wenn mit Ihrer Hülfe mir die beiden Güter Groß- und Klein-Wiederstedt zufallen. Ich begreife, daß es eines tüchtigen Rechtsanwalts bedarf, um die Sache durchzuführen, im Falle die Wittwe Bose sich nicht zu einem Vergleiche herbeiläßt, wozu sie, wie es scheint, wenig Lust verspürt.

Ehrenfried Kind erzählte nun dieselbe Geschichte, die er Amelie am Tage vor seiner Abreise erzählt hatte.

— Wie, rief Mohr, der Knabe Felix, der rechtmäßige Erbe, ist vergiftet?

— Ja!

— Und Sie besitzen das Papier des Doktors Espe?

— Wonach ihm fünfundzwanzigtausend Thaler gezahlt werden sollen, sobald Amelie unbeschränkte Besitzerin des Vermögens ist.

— Von dem Doktor haben Sie das Papier?

— Er gab es mir kurz vor seinem Tode, weil die Zahlung nicht erfolgt ist ... oder mag sie auch erfolgt sein ... ich weiß es nicht ... Das Papier ist da. Der Doktor konnte nicht klagend auftreten, ohne sich selbst denunciren zu müssen. Jetzt ist er todt ...

— Hat er Ihnen bekannt, daß er dem Kinde Gift gereicht?

— Ja!

— Und wer hat ihn beauftragt?

— Bose und Amelie. Der gute Mann liebte die zweite Frau mehr als das Kind aus erster

Ehe. Ich lege die Angelegenheit in Ihre Hände, lieber Doktor; schreiben Sie an die Wittwe, schildern Sie ihr die schrecklichen Folgen der Denunciation und fordern Sie sie zu einem Vergleiche auf.

— Was verstehen Sie unter Vergleich?

Der Magister lächelte einige Augenblicke, dann antwortete er, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit:

— Ich will nicht, daß die Wittwe leer ausgehe ... die Güter sind nicht zu trennen, das Testament verbietet es ... sonst würde ich mir eins derselben ausbedingen ...

— Und nun fordern Sie eine Abfindungssumme?

— Auch das nicht, lieber Doktor. Die Wittwe mag mir ihre Hand reichen und wir besitzen gemeinschaftlich die ungetheilten Güter. Auf diese Weise findet die Angelegenheit einen erfreulichen Abschluß. Sie, als der Vermittler, sollen reichlich bedacht werden.

Der Advokat stützte den Kopf und sann nach.

— Was meinen Sie? fragte Ehrenfried Kind nach langer Pause. Ist auf Grund dieser Dinge eine Verhandlung möglich?

Mohr zuckte mit den Achseln.

— Es wird schwer sein, die Wahrheit Ihrer Behauptung zu konstatiren. Tod und Leben gerathen mit einander in Prozeß ... Sie sind Ankläger und Erbe in einer Person ...

Der Magister hatte sich erhoben. Mit kalter Ruhe sagte er:

— Wird mir das Vermögen nicht zugesprochen, so soll es die Wittwe auch nicht behalten. Ich hoffe indeß, daß sie sich einschüchtern läßt und mir durch eine Heirath Schweigen auferlegt.

— Gut, ich werde mein Heil versuchen!

— Bester Doktor!

— Wird der Vergleich abgewiesen, so berathen wir weiter. Es handelt sich um ein kostbares Objekt.

Ehrenfried Kind unterzeichnete eine Vollmacht und ließ dem Advokaten das Dokument zurück, das die arme Wittwe in Furcht und Schrecken jagen sollte.

— Und wenn ich Ihrer bedarf? fragte der Anwalt.

— Hier ist meine Adresse. Beschleunigen Sie die Angelegenheit, daß wir uns recht bald wieder sehen.

Der Magister grüßte und entfernte sich.

— Was ist das? murmelte der Advokat. Amelie sollte einen Erben, ein zartes Kind, beseitigt haben? Und jetzt erst tritt dieser Magister, dieser Frömmler, mit der Anklage auf? Ah, die Wittwe wäre eine Partie für ihn ... Nein, mein Freund, wir haben anders verfügt, du sollst uns den gut ersonnenen Plan nicht zerstören.

Der Doktor überflog noch einmal das Papier und verbarg es dann in seinem Portefeuille. Nach einer Stunde, während der Doktor fleißig gearbeitet, erschien der Sensal, derselbe, den Armin Sander bei seinem ersten Besuche gesehen. Beide hatten eine lange Unterredung; sie verhandelten über Wechsel und Kapitale.

— Nun haben Sie, Freund, wiederum drei Monate Frist, sagte der Sensal. Sorgen Sie, daß die Wechsel am Verfalltage eingelöst werden; ich kann, so gern ich es auch möchte, die Angelegenheit nicht weiter fortsetzen. Gewisse scharfsinnige Leute an der Börse fangen schon an, meine Papiere mit Argwohn zu betrachten. Das Geschäft ist noch einmal eingeleitet, bringen wir es nach drei Monaten zum völligen Abschlusse.

— Daran muß auch mir liegen, fügte der Advokat hinzu. Die Zinsen mehren sich und bilden schon ein kleines Kapital, das ich verliere. Diskretion, mein Lieber, empfehle ich Ihnen nicht an; nur das Eine spreche ich noch aus: ich werde Ihnen den mir geleisteten Freundschaftsdienst zu lohnen wissen. Zeit, nur Zeit ist mir nöthig ...

— Ich habe sie Ihnen verschafft ... Auf Wiedersehen!

Der Advokat war wiederum allein.

— Gott sei Dank! rief er aus. Vor der Hand bin ich gerettet ... ich werde nun das Werk beschleunigen, das mein Schwager so schlau eingeleitet hat. Hier kann und muß es geschehen! Was will ich denn? Nur das Beste meines Schutzbefohlenen, der ohne meine Hülfe ein verlorener Mensch ist. Freilich, es kommt Alles darauf an, ob Amelie sich nicht verändert hat.

Die Morgenstunden verflossen. Um Mittag fuhren der Advokat und Armin nach der Villa, wo Antonie, die liebenswürdige Wirthin, ihrer wartete. Gegen Abend brachte die Equipage Antonie nach der Stadt, sie wollte die Freundin empfangen, die ihren Besuch angekündigt hatte.

Ehe sie den Wagen bestieg, flüsterte sie Armin zu: „Bereiten Sie sich vor, eine reizende Frau zu sehen; tragen Sie aber auch Sorge, daß sie einen guten Eindruck auf sie ausüben. Ich werde ihr nicht ein Wort von dem sagen, was ich mit dem Freunde meines Mannes beschlossen habe.“

Der elegante Wagen rollte davon. Antonie winkte mit dem Tuche noch einen Abschiedsgruß zurück.

— Was haben Sie mit meiner Frau? fragte scherzend der Advokat.

— Ein kleines unschuldiges Geheimniß.

— Freund, Sie fangen an, mir gefährlich zu werden.

— Fürchten Sie nichts, Doktor! Ich kenne die Pflichten, die ihre uneigennützige Freundschaft mir auferlegt.

— Aber Sie kennen meine Frau nicht, die bei all' ihrer Wirthschaftlichkeit einen höchst romantischen Sinn besitzt.

— Die Dame steht mir zu hoch . . .

— Ich glaube Ihnen, Freund, rief lachend der Advokat; Antonie gleicht einer Auster in der Schale . . . ihr ist nicht beizukommen, es sei

denn, daß man die Schale gewaltsam zerbricht. Sie ist aufopfernd und gut . . .

— Das Muster einer Gattin. Ich wiederhole es, daß ich Sie gründlich beneide, natürlich als dankbarer Freund. Und Sie verdienen das Glück, das Ihnen die Gattin bereitet. Ach, hätte ich früher unter Ihrem Einflusse gestanden, meine Lage würde heute eine andere sein.

Der Abend war völlig angebrochen. Nach einem längeren Spaziergange betraten die beiden Männer die Veranda und unterhielten sich bei dem Lichte einer großen Astrallampe durch Schachspiel. In dem Saale ward die Abendtafel gedeckt, Antonie ließ heute besondere Vorbereitungen treffen.

— Wer ist die Freundin? fragte Armin plötzlich. Woher kommt sie?

Der Doktor lächelte.

— Ich weiß es nicht.

— Sie, Doktor?

— Und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht verrathen. Die junge Dame will ein Inkognito bewahren, zu dem gewisse Verhältnisse sie zwingen, Meine Frau wird sie Ihnen vorstellen.

Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß ich ihr Rechtsanwalt bin. Als solcher muß ich schweigen, so lange ich nicht weiß, was meine Klientin beabsichtigt. Schöne Frauen haben ihre Launen ... zumal wenn sie sich auf ein großes Vermögen stützen können.

In diesem Augenblick hörte man das leise Rauschen von Damenkleidern.

— Guten Abend! rief eine bekannte Stimme.

— Guten Abend, Herr Doktor! rief eine zweite.

— Hier bringe ich die sehnlichst Erwartete.

Die Männer erhoben sich rasch von ihren Plätzen. An der Seite Antoniens stand eine Dame in Reisekleidern, deren Gesicht ein schwarzer Schleier verdeckte. Sie reichte dem Rechtsanwalt die Hand und zog ihn mit sich fort in den Saal, dessen Thür weit geöffnet war.

— Verzeihen Sie, flüsterte Antonie, daß die gegenseitige Vorstellung nicht gleich stattfinden kann. Von der Unterredung, die meine Freundin mit meinem Manne hat, hängt es ab, ob sie bleibt oder auf der Stelle weiter reist.

Armin verneigte sich.

Antonie ging in den Saal.

Eine Viertelstunde war der junge Mann allein geblieben. Da trat die junge Dame ohne Schleier nnd Hut in die Veranda.

— Ich habe Sie gleich erkannt! flüsterte sie.

— Amelie!

— Stellen Sie sich, als ob Sie mich nie gesehen hätten.

— Aber warum, warum?

— Ich kann Ihnen jetzt die nöthige Erklärung nicht geben; aber wenn Sie wirklich Freundschaft für mich hegen, wie Sie versichert haben, so verrathen Sie durch kein Wort, keine Miene, daß wir uns schon kennen.

— Ich werde Alles, Alles thun, um Ihnen zu dienen.

— Es ist ein Glück, daß ich Sie hier treffe!

Die reizende Frau huschte in den Saal zurück.

— Wie sonderbar! dachte Armin. Antonie will, daß ich mit Amelie bekannt werde, daß ich in ein sehr nahes Verhältniß zu ihr trete, und Amelie fordert, daß meine bereits bestehenden Beziehungen zu ihr, der Freundin, geheim bleiben. Schöne Frauen, vorzüglich wenn sie reich sind' haben ihre Launen ... so sagte der Doktor. Er

hat recht, und darum will ich mich fügen. Also Amelie ist die Braut, die mir Antonie zugedacht! Das ist ein Zufall, den ich nur mit Freude begrüßen kann.

Er verbarg seine Erregung und las so lange in einem Journal, bis der Doktor ihn zum Nachtessen holte: In dem Saale fand die Vorstellung statt. Amelie affektirte ein Benehmen, als ob sie einem Fremden gegenüber stände. Armin war zwar kein Virtuos in der Verstellungskunst, aber es gelang ihm doch, den Doktor und die Gattin desselben zu täuschen. Das Gespräch bei Tische war äußerst lebhaft. Der Doktor befand sich in der heitersten Laune; er scherzte mit der Wittwe, sprudelte über von witzigen Einfällen und forderte den Hausfreund zum fleißigen Trinken auf. Dieser hütete sich wohl, des Guten zu viel zu thun; er benahm sich als ein gewandter Gesellschafter und blieb bei ruhigem Verstande. Nach Tische zog sich Amelie zurück; sie schützte Abspannung und Müdigkeit vor. Antonie begleitete sie.

— Wie gefällt Ihnen die Wittwe? fragte der Doktor.

— Sie ist ein Engel in Menschengestalt.

— Ich pflichte diesem Ausspruche bei. Das wäre eine Partie für Sie.

Armin seufzte.

— Oh! rief der Doktor. Liegt Ihr Herz schon in Fesseln?

— Nein.

— Bewerben Sie sich um die Gunst der Dame, ich unterstütze Sie. Gelangen Sie an's Ziel, so sind Sie geborgen. Amelie gebietet über eine Million.

Der junge Mann erinnerte sich, daß die Wittwe, als er sie vor der Abreise besuchte, ihr Vermögen in Zweifel gezogen; jetzt hörte er von dem Rechtsanwalt das Gegentheil.

— Kennen Sie Amelie's Verhältnisse genau, Doktor?

— Wie meine eigenen. Als ihr Mann starb, habe ich den Nachlaß geordnet. Ihre Güter liegen in der Nähe ... Wie gesagt, in Amelie's Hand ruht eine Million.

— Seit wie lange ist sie Wittwe?

— Seit füuf Jahren.

— Und sie ist immer noch ohne Mann?

— Weil sie keinen der zahlreichen Bewerber nach ihrem Geschmack gefunden hat.

— Und sie glauben, daß ich . . .

— Sie werden der rechte Mann sein. Wir fesseln die Wittwe so lange, bis die Entscheidung eingetreten ist. Dann habe ich zwei mir liebe Personen glücklich gemacht. Trinken wir auf Ihr Glück in der Liebe.

Die Gläser erklangen und man sprach nicht weiter über diese Angelegenheit. Antonie blieb zu lange, darum brach Armin auf. An der Gitterthür trennten sich die Freunde. Mitternacht war vorüber, als der Heirathskanditat sein Zimmer in der Stadt betrat. Er war der Meinung, Amelie habe sich arm gestellt, um die Lauterkeit seiner Gesinnungen zu prüfen. Und ferner meinte er, ihre Reise zu Antonien sei nicht das Werk des Zufalls, sondern wohlberechnet

— Sie liebt mich! rief er aus. Es ist ja sehr natürlich, daß sie sich mir nicht antragen kann. Man spielt eine Komödie, und der Schluß derselben wird eine Heirath sein. Mag Amelie alle Launen eines Weibes in sich vereinigen . . . ich reiche ihr die Hand.

In dem Schlafkabinet fragte der Doktor seine Gattin:

— Wie steht's? Antonie?

— Sie hat sich noch nicht ausgesprochen.

— Biete Alles auf, daß die Heirath zu Stande kommt, sonst sind wir verloren. Sander ist Feuer und Flamme; er wird kein Hinderniß sein.

Beruhige Dich nur, ich hoffe das Beste.

Der Advokat, der vor seiner Gattin kein Geheimniß hatte, erzählte nun den Antrag des Magisters.

— Mein Gott! flüsterte die Gattin bestürzt. Sollte Amelie ein so schweres Verbrechen auf ihrem Gewissen haben? Ich glaube nicht daran.

— Dem Doktor Espe, Du hast ihn gekannt, ist eine solche That wohl zuzutrauen. Geiz und Habsucht beherrschten den Mann bis zur Verblendung. Mag es immerhin schwer sein, den Thatbestand zu beweisen, so ist doch schon der ausgesprochene Verdacht gefährlich ... wer verheirathet sich mit einer Giftmischerin?

— Der Magister muß doch wohl nicht recht an das Verbrechen glauben, er würde sonst die Heirath nicht als Bedingung gestellt haben ...

— Der fromme Kind, liebe Frau, heirathet den Teufel, wenn dieser ihm Geld zubringt. Erfährt Armin das Verbrechen, ob wahr oder nicht, er wird sich zurückziehen. Ist die Heirath vollzogen, so kann uns der Verlauf der Dinge gleichgültig sein. Darum beeile Dich. Ich werde als Rechtsanwalt wirken. Uebrigens trage Sorge, daß die Anwesenheit Amelie's in unserer Villa nicht bekannt werde. Der Magister würde einen andern Advokaten wählen. Die Sache muß unter allen Umständen in meiner Hand bleiben.

5.

Der nächste Tag brachte trübes Wetter. Die Bewohner nahmen das Frühstück in dem Salon der Villa ein. Die beiden Damen trugen reizende Morgennegligée's. Der Doktor war völlig angekleidet, er wollte den Weg nach der Stadt antreten. Noch war das Mahl nicht vollendet, als Antonie sich unter dem Vorwand entfernte, Aufträge für die Küche ertheilen zu wollen. Sie schloß sorgfältig die Thür hinter sich.

— Wir sind allein, begann der Doktor. Be-

nutzen wir die kurze Zeit, die mir bleibt, zu einer Konferenz. Sie verlangen, wie Sie Antonien geschrieben, meinen juristischen Rath. Ich stehe der Freundin meiner Frau gern zu Diensten.

— Nur um eine Auskunft bitte ich, Herr Doktor.

— Fragen Sie Madame!

— Sie haben Leo Brauns gekannt, den Stiefbruder meines verstorbenen Mannes?

— Leider ja!

— Warum leider, Herr Doktor?

— Weil der junge Mann sich einer schweren Veruntreuung schuldig gemacht, bevor er das Weite gesucht hat. Auf Bose's Wunsch ist eine Verfolgung unterblieben. Wohin er damals gegangen und wo er sich jetzt aufhält, kann ich nicht sagen.

Amelie sah sinnend auf ihre goldene Tasse. Die erhaltene Auskunft schien sie mehr als unangenehm zu berühren. Der Doktor faßte sie scharf ins Auge, indem er fragte:

— Liegt Ihnen viel daran, den Aufenthalt des Mannes zu erfahren?

— Ja!

— Und wenn dies nicht möglich ist?

— Ich glaube nicht daran, daß Brauns sich einer Veruntreuung schuldig gemacht hat. Bose würde mir sicherlich davon gesagt haben. Als sein Stiefbruder, für den er sorgte, plötzlich verschwunden war, äußerte er sein lebhaftes Bedauern.

— Das plötzliche Verschwinden, meine liebe Freundin, mußte einen Grund haben. Man läuft nicht ohne Weiteres in die Welt hinaus, wenn man eine gute Stellung einnimmt. Der Kasse Bose's fehlten zehntausend Thaler in guten Banknoten . . .

Amelie lächelte schmerzlich.

— Herr Doktor, Leo war ein ehrlicher Mensch; er hat seinen Bruder nicht bestohlen.

— Haben Sie ihn so genau gekannt?

Jetzt erröthete die Wittwe.

— Man kann sich doch ein Urtheil bilden über einen Mann, den man täglich sieht. Ich bleibe dabei, der Dieb ist ein Anderer.

— Meinen sie?

— Ich möchte sagen, daß ich davon überzeugt bin.

— Und wen haben Sie im Verdacht?

— Ich behaupte nur, daß Leo nicht gestohlen hat.

— Sein räthselhaftes Verschwinden muß doch einen Grund haben, meinte der Advokat.

— Gewiß, Herr Doktor. Ich habe mich vergebens bemüht, diesen Grund zu erforschen.

— Hätten Sie Herrn Bose beobachtet, der damals schon sehr krank war, Sie würden seinen Verdacht bemerkt haben. Ich drang auf Untersuchung; er verbot es ausdrücklich und befahl, daß der Name seines Stiefbruders nie wieder genannt werde. Damit fand die traurige Geschichte ihren Abschluß.

Amelie seufzte tief und schwer:

— Ach ja, es war eine sehr traurige Geschichte! Die Familie Bose hat kein Glück, trotz ihres Reichthums.

— Haben Sie mir sonst noch Mittheilungen zu machen? fragte der Doktor.

Die Wittwe schien unschlüssig zu sein.

— Nein! antwortete sie zögernd. Wenigstens heute nicht ... Geschäfte rufen Sie nach der Stadt ... Ihre Zeit ist kostbar ...

— Sie gehört auch Ihnen, meiner liebenswürdigen Klientin ... Wie stehen Sie mit dem Magister?

— Mit Ehrenfried Kind?

— Der Mann ist Ihnen stets feindlich gesinnt gewesen, weil er Sie beneidet. Ich weiß, daß er einen Plan in Bezug auf Ihre Person verfolgt ... dem Heuchler ist nicht zu trauen. Sie kennen ihn eben so genau, als ich ihn kenne, darum müssen Sie wissen, ob er Mittel besitzt, Ihnen zu schaden. Forschen Sie in Ihrem Gedächtnisse ... finden Sie irgend Etwas, das der Aufklärung bedarf, sei es ein Faktum oder ein Papier, so sprechen Sie sich aus. Der Rechtsanwalt darf nicht im Dunkeln tappen, wenn er nützen soll. Ein unerwarteter Angriff, eine Ueberrumpelung ist schwer abzuschlagen.

— Herr Doktor! rief Amelie, Sie müssen den Magister gesprochen haben!

— Richtiger: der Magister hat mit mir gesprochen. O, so kommen Sie mir doch entgegen! Ich möchte Ihnen gern nützen, möchte Sie vor einem Prozesse bewahren, dessen Ausgang, so viel ich jetzt beurtheilen kann, nicht nur zweifelhaft

für Sie ist, der auch großes Aufsehen erregen und sie kompromittiren muß. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen dies zu sagen.

Zitternd, aber entschieden fragte Amelie:

— Halten Sie mich für fähig, ein Verbrechen zu begehen?

— Nein, o nein! Aber meine Meinung entscheidet den Prozeß nicht. Der Richter urtheilt nach vorliegenden Beweisen, und es existirt ein Dokument über 25,000 Thaler, das gegen Sie zeugen muß, wenn Sie nicht darthun, zu welchem Zwecke und wem Sie es ausgestellt haben. Es sei denn, Sie reinigen sich durch einen Eid und beschwören, daß das Dokument falsch sei. Auf diesen Eid also kommt es an. Sind Sie fähig, ihn abzulegen, so mag der Magister die Prozedur beginnen, wir haben ihn nicht zu fürchten. Auf die Heiligkeit eines Eides mache ich Sie nicht aufmerksam, ich füge nur hinzu, daß Ihr Gegner ein schlauer und verwegener Mensch ist, der mit allen Mitteln Ihr Verderben anstrebt, wenn Sie sich weigern, ihm die Hand zu reichen. Betrachten Sie mich als ihren Beichtvater; eröffnen Sie mir jede Falte Ihres Herzens, damit ich verthei-

digen und nach Umständen vorbeugen kann. Haben Sie das fragliche Dokument ausgestellt?

— Ja! flüsterte erröthend die Wittwe.

Der Advokat sah die junge Frau bestürzt an.

— Also doch! murmelte er.

— Ich will mir nicht einen Meineid auf mein Gewissen laden.

— Zu welchem Zweck haben Sie das Geld verschrieben?

— Es ist dieß ein Geheimniß, das ich nicht verrathen darf; aber ich kann versichern, daß ich mich nicht aus unlauteren Gründen verpflichtet habe, die Summe dann zu zahlen, wenn ich im Besitz des Bose'schen Vermögens bin.

— Wem haben Sie das Papier gegeben?

— Ein feierlicher Eid zwingt mich, auch dies zu verschweigen.

Der Advocat war aufgestanden und ging nachdenkend durch den Saal. Plötzlich blieb er vor der Wittwe stehen.

— Amelie, sagte er mit bewegter Stimme, gestatten Sie mir, daß ich Sie als die Freundin meiner lieben Antonie so nenne ... Amelie, Sie müssen, wenigstens mir gegenüber, den geheim-

nißvollen Schleier zerreißen, wenn ich der großen Gefahr entgegentreten soll, die Ihnen durch den Magister bereitet wird. Das Dokument, ich habe es gesehen, befindet sich in seiner Hand ... Ihre Züge sind nicht zu verkennen ... man wird Ihnen nicht glauben, man wird Ihr Schweigen für Hartnäckigkeit halten ... der Magister ist der Erbe des Doktor Espe, der, weil er das Gift bereitet, nicht gewagt hat, Sie vor Gericht zu ziehen ... Bedenken Sie dies Alles! Es giebt keinen Advokaten in der Welt, der Sie unter diesen Umständen wirksam vertheidigen könnte.

— Ich bin keine Verbrecherin! rief die Wittwe erregt.

— Aber man kann Sie dazu stempeln.

— Dann begeht man einen Justizmord.

— Immerhin, Sie werden darunter leiden.

— Ich gebe mein Geheimniß nicht preis, und müßte ich, wenn kein anderer Ausweg zu finden ist, den Magister heirathen.

— Amelie!

— Mag mein Leben an der Seite dieses Elenden freudlos verfließen, mag die Welt meiner spotten oder mich beklagen ... der Tod, Herr

Doktor, hat auch seine Rechte, und ich stelle sie höher als die des Lebens. Nur dann erst, wenn ich die Augen für immer geschlossen, wird der Schleier zerrißen sein, der mich und meine Handlungsweise bedeckt. Ich verfahre nicht eigensinnig, nicht aus Furcht vor Strafe, ich mißtraue Ihnen auch nicht, Herr Doktor: aber ich halte den Eid, den ich einem Todten geschworen.

Sie trat dem Advokaten näher, ergriff seine Hand und sagte mit schmerzlich bewegter Stimme:

— Ich kann wohl den schrecklichen Magister heirathen, doch einen Eid zu brechen bin ich eben so unfähig, als vor Gericht einen falschen Schwur abzulegen. Das Vermögen Bose's habe ich bisher nicht als mein unbedingtes Eigenthum betrachtet, ich habe es nur verwaltet und so viel davon genommen, als zu einem anständigen Leben nöthig war. Nie werde ich eigenmächtig darüber verfügen ... jeder Thaler soll mir heilig sein als anvertrautes Gut ...

— Und wem gebührt das Vermögen? fragte der Rechtsanwalt.

— Meinem künftigen Gatten.

— Amelie, sie häufen Räthsel auf Räthsel.

— Sorgen Sie, wenn Sie mein wahrer Freund sind, daß ich nicht vor der Zeit sterbe.

Sie verhüllte ihr Gesicht und ging weinend aus dem Saale.

Der Advokat hatte den Muth nicht, sie zurückzuhalten.

— Wenn die Frau nicht überspannt ist, dachte er, so besitzt sie einen Charakter, der zu den Seltenheiten gehört. Wolf muß diese Wittwe doch nicht richtig erkannt haben, er, der scharfsinnige und klar sehende Mann. Noch halte ich unsere Spekulation nicht für verunglückt; die Frau ist hier, ich werde sie mit Hülfe Antonien's zu leiten wissen.

Nachdem er noch eine kurze Unterredung mit seiner Gattin gehabt, bestieg er den Wagen und fuhr nach der Stadt. Eine Stunde später sah man die beiden Frauen Arm in Arm durch den Garten gehen. Antonie sprach sehr lebhaft, Amelie hörte ruhig zu.

6.

— Sie haben also die Wittwe Bose in der Residenz nicht gekannt? fragte der Advokat.

— Nein, antwortete Armin, ich erinnere mich nur, ihren Namen gehört zu haben.

-- Was spricht man von ihr?

— Daß sie jung, reich und schön sei.

— Dies Alles trifft zu.

— Die Frau ist unvergleichlich! rief Armin. Besäße sie auch kein Vermögen, ich müßte sie dennoch lieben.

— So weit sind Sie schon? bemerkte lachend der Advokat.

— Amelie kann mit Cäsar sagen; sie kam, sah und siegte. O, helfen Sie mir, Freund, und ich werde Ihnen stets dankbar sein.

Statt der Antwort drückte der Doktor seinen verliebten Klienten die Hand.

Der Wagen hielt vor dem Gartengitter. Die beiden Frauen standen harrend an der Schwelle. Nach der Begrüßung reichte der Advokat seiner Gattin den Arm.

— Freund, rief er dem jungen Manne zu, ich empfehle Ihnen unsere Freundin; Amelie wird es nicht verschmähen, Ihre Ritterdienste anzunehmen.

Und Amelie verschmähte diese Ritterdienste

auch nicht; sie legte ihren Arm in den des jungen Mannes und ließ sich von ihm führen. Das Ehepaar schlug absichtlich einen Umweg nach dem Landhause ein; das zweite Paar mußte folgen.

— Ich habe den Doktor eine Unwahrheit gesagt, flüsterte Armin, der eine Unterhaltung anknüpfen wollte.

— Was haben Sie ihm gesagt?

— Daß ich Sie in der Residenz nicht gekannt, daß ich nur von Ihnen gehört habe.

— Sie haben mir damit einen Dienst erwiesen.

— Der Doktor sowohl als seine Gattin meint es gut mit Ihnen und mir.

— Es kommt darauf an! meinte Amelie.

— Beide sind vortreffliche Leute. Es ward mir schwer die Lüge auszusprechen.

Amelie neigte sich zu ihm und sagte leise:

— Ich will Ihre Beziehungen zu dem Doktor nicht wissen; aber ich erinnere Sie an das Gespräch, das wir vor Ihrer Abreise hatten. Sie versicherten, das Ihr Herz bei mir zurückbliebe ... Wohlan, ich will dieser Versicherung glauben.

— O, Sie können es getrost, Sie können es! rief Armin hingerissen. Seit ich von Ihnen

getrennt lebe, fühle ich erst deutlich, was Sie meinem Herzen sind.

— Still, still, mein lieber Freund!

— Zürnen Sie mir nicht, Amelie ... Ich muß Ihnen das Bekenntniß ablegen, daß ich Sie aufrichtig und wahr liebe. Unser erstes Begegnen schon hat über mich entschieden ...

— Wir müssen uns kurz fassen, unterbrach sie ihn. Auch ich liebe Sie, Armin! Halten wir treu zu einander und fördern wir unser gemeinschaftliches Interesse. Mein Vermögen schwebt in Gefahr.

— Ihr Vermögen?

— Leider ja.

— Wer kann es Ihnen entreißen?

— Der kleine Magister, den Sie einst bei mir gesehen. Vielleicht auch Ihr Freund, der Doktor. Ich vermuthe daß sich beide zu meinem Ruine vereinigt haben.

— Unmöglich!

— Ich vermuthe es nur; um Gewißheit zu erlangen, müssen wir vorsichtig verfahren. Geben Sie keinen Anlaß zu der Annahme, daß wir auf vertraulichem Fuße stehen, Sie erzeigen mir

die gewöhnlichen Höflichkeiten und ich nehme sie mit der Decenz an, die eine gebildete Dame beobachten muß. Alles was Sie über mich erfahren, berichten Sie mir ... es findet sich schon Gelegenheit zu einer kurzen vertraulichen Besprechung. Armin, täuschen Sie mein Vertrauen nicht, es wäre mein Tod!

— Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist ...

— Still, Antonie kommt zurück.

Die Gattin des Doktors überreichte der Wittwe einen Blumenstrauß, den sie während der Promenade gepflückt hatte.

— Dir, liebe Freundin, gebührt die schönste Moosrose unseres Gartens, sagte sie verbindlich.

— Danke, liebe Antonie!

Sie verneigte sich Armin gegenüber und verschwand mit der Doktorin in der Villa.

Die beiden Männer trafen sich in der Veranda.

— Wie finden Sie die Wittwe? fragte lächelnd der Advokat.

— Nach der kurzen Unterredung, die mir der Zufall verschaffte, muß ich mein erstes Urtheil bestätigen. Ach, wäre ich nur nicht arm!

— Amelie sieht nicht auf Vermögen; sie ist ja so reich, ich wiederhole es, daß sie die Geldfrage unberücksichtigt lassen kann.

— Aber mir scheint, entgegnete Armin, ihr Herz ist nicht mehr frei.

— So scheint Ihnen?

— Wie man zwischen den Zeilen liest, so hört man auch zwischen den Worten ... die Wittwe ist schwer zugänglich.

— Verzagen Sie nicht, wir werden Sie unterstützen. Ich habe mir nun einmal vorgenommen, ein glückliches Paar zu machen. Besser kann ich nicht für Sie sorgen.

— Mein Freund, mein Wohlthäter!

Antonie rief zu Tische. Amelie wartete still im Salon; sie nahm nur geringen Antheil an dem Gespräch und entfernte sich, sobald es mit Anstand geschehen konnte.

— Erheitere die Freundin! bat der Advokat seine Gattin.

— Sie klagt über Abspannung; wenn sie ein Stündchen geruht hat, wird ihre frohe Laune zurückgekehrt sein. Ich kenne Amelie ... man darf sie nicht stören.

— Zum Schach! rief der Doktor.

Die Männer spielten. Antonie schlich zu der Freundin, die in ihrem eleganten Zimmer sinnend auf dem Sopha saß.

— Bist Du krank, Amelie? fragte sie besorgt.

— Nein.

— Wo ist dein Frohsinn geblieben, um den ich Dich stets beneidet habe?

— Frage deinen Mann, er kennt den Grund meines Kummers.

— Dann wird er mir stets Geheimniß bleiben, da Mohr nie über Geschäftsangelegenheiten mit mir spricht. Ach, ich möchte Dir so gern beistehen, möchte beweisen, daß ich Deine aufrichtige Freundin bin.

— Du kannst es, Du kannst es! fuhr Amelie auf.

— Wie? Bestimme über mich.

— Antonie, Du weißt gewiß, wo Leo ist.

— Ich begreife Dich nicht ... der Mann verdient, daß er der Vergessenheit anheimfalle.

Die Wittwe ergriff beide Hände der Freundin.

— Laß uns offen, ganz offen sein, Antonie! Du bist erbittert auf Leo, weil er deine Neigung

nicht erwidern konnte. Zürne mir nicht, daß ich dieses Umstandes jetzt erwähne, aber ich glaube es ohne Gefahr zu können, da Du glücklich verheirathet bist. Nicht wahr, Du bist es doch?

— Gewiß, gewiß!

— Nun will ich Dir gestehen, warum Leo Dir gegenüber gleichgültig blieb ... Er liebte mich ...

— Amelie!

— Er liebte mich leidenschaftlich, ohne daß ich es wußte. Als er von einer Reise zurückkehrte, war ich verheirathet. Von Verzweiflung getrieben, legte er in einem Briefe mir ein offenes Geständniß ab. Du kannst Dir meine Lage denken ... Ich sah täglich den unglücklichen Mann, den der Gram verzehrte. Da nahm ich einst Rücksprache mit ihm und rieth, er möge abreisen, wenn er durch eine Verbindung mit Dir seine Ruhe nicht wiederfinden könne. Er lächelte wie ein Irrsinniger, reichte mir die Hand und sagte: „Ich werde gehen, da Sie es wollen; mein Bruder trägt den Keim des Todes in sich, er wird bald sterben ... darf ich zurückkommen, wenn Sie frei sind?" Es war mir unmöglich, ein Versprechen zu geben, ich hielt es für eine Sünde meinem leidenden

Mann gegenüber ... Ach, die kurze Zeit meiner Ehe war eine traurige! Leo wollte nur dann gehen, wenn ich ihm eine gewisse Aussicht eröffnet hätte. Umsonst verwies ich ihn an Dich, umsonst beschwor ich ihn, die Ruhe meiner Ehe nicht zu stören ... der Mann wurde mir mit jedem Tag gefährlicher ... Ich kannte Bose zu gut, und darum wußte ich, daß es ihm großen Schmerz bereiten würde, wenn er die unglückliche Leidenschaft seines Bruders erführe. Ich vertraute mich dem alten Doktor Espe an, der uns nicht nur Arzt, sondern auch Freund war. Der würdige Mann antwortete: „Bewahren Sie Ihren Mann vor Gemüthserregung, wenn Sie ihn lieben; Leo muß unter allen Umständen entfernt werden; denn mir ist sein Benehmen schon aufgefallen. Ich werde mit ihm sprechen.“ Gleich darauf redete mich Leo im Garten an; er theilte mir seinen Entschluß mit,. Deutschland zu verlassen, wenn ich ihm eine Verschreibung über 25,000 Thaler gäbe, die an dem Tage fällig werden sollte, an dem ich in den Besitz des Vermögens Bose's gelangen würde. Es war dies eine seltsame Zumuthung! ich gab dem armen Leo zu bedenken,

daß der Fall, den er voraussetzte, nie eintreten könne, da Bose, wenn ihn der Tod ereilen sollte, einen Erben hinterlasse ... aber Leo bestand darauf und drohte, sich das Leben zu nehmen, wenn ich seine Forderung nicht erfülle. Ich befragte den Arzt, und dieser rieth mir, das Papier auszustellen, das jedenfalls werthlos bleiben würde; Leo, meinte er, müsse um jeden Preis entfernt werden, da dessen Gemüthszustand Besorgnisse errege. Außerdem läge auch für mich keine Gefahr darin, uud wenn Bose später Kenntniß von der Angelegenheit erhielte, würde er, der Arzt, ihm die nöthigen Aufschlüsse geben. Ich zögerte noch einige Tage; als Leo aber auf Tritt und Schritt wie ein Irrsinniger mich verfolgte, entledigte ich mich seiner, indem ich ihm das schriftliche Versprechen überlieferte. Tags darauf zeigte er mir durch ein Briefchen an, daß er abgereist sei und wünschte mir alles Glück der Welt. Nun ward ein Diebstahl entdeckt, der an der Kasse meines Mannes begangen. Der Verdacht fiel auf Leo. Bose widersetzte sich beharrlich der Verfolgung, denn er glaubte zu wissen, wer den Frevel verübt.

— Wer, wer? fragte Antonie hastig.

— Liebe Freundin, regt sich denn keine Vermuthung in Dir? Du kamst damals täglich nach Widerstedt, halfst mir den Kranken pflegen und die Wirthschaft besorgen ...

— Nein, nein!

— So höre mich an. Am Morgen war Leo heimlich abgereist. Ich nur allein wußte darum, weil ich das Briefchen empfangen hatte. Abends, es war schon dunkel, verlangt Bose, daß ich ihn in die Laube führe, die in kurzer Entfernung von dem Hause lag. Es war eine große Lindenlaube, die damals in voller Blüthe stand. Der Abend war schwül, in den Zimmern herrschte unerträgliche Hitze. Der Kranke liebte es, vor dem Schlafengehen sich ein Viertelstündchen in freier Luft zu bewegen. Wir gingen also zu der Laube, und dort ließ sich Bose auf die Bank nieder. Er athmete die milde, duftgeschwängerte Sommerluft in langen Zügen ein. Ich vermied es, ein Gespräch zu unterhalten, da ich ihm keine Anstrengung bereiten wollte. Traurig saß ich neben ihm und hielt seine Hand in der meinigen. Die Uhr des Schlosses schlug Zehn. Da erschien eine Gestalt

in dem Eingange der Laube; gleich darauf eine zweite. Wir, die wir im Dunkeln saßen, konnten folgendes Gespräch belauschen:

„— Da bist Du, sagte die Stimme eines Mannes.

„— Leo, flüsterte die einer Frau, gib mir endlich Aufschluß über Deine Gemüthsstimmung.

„— Deßhalb habe ich Dich um eine Unterredung gebeten. Unsere Liebe kennt Niemand, es soll sie auch Niemand kennen lernen.

„— Warum nicht?

„— Aus Rücksicht für Dich.

„— Ich begreife Dich nicht, Leo! Du kannst mir die Hand reichen, wenn Du nur willst. Deine Stellung erlaubt es.

„— Sie erlaubt es nicht, sagte entschieden der Mann.

„— Wortbrüchiger, was soll aus mir werden?

„— Nimm dieses Portefeuille; es enthält eine Summe von 10,000 Thalern. Heirathe einen Andern, vielleicht den Gerichtsaktuar, der Dich gern sieht. Ein Mädchen, das 10,000 Thaler besitzt, ist eine gesuchte Partie. Mehr kann ich nicht für Dich thun. Laß mich, ich bin so un-

glücklich, daß Deine Klagen und Vorwürfe mich zur Verzweiflung bringen würden.

„— Um Gottes willen, Leo! schluchzte die Frau.

„— Du würdest elend sein, wollte ich Dich an mich fesseln, Sorge für ...

Ich verstand nichts weiter; der Mann riß sich los und verschwand. Die Frau eilte ihm nach ... wir waren allein in der stillen, dunkeln Laube. An jenem Abend erfuhr ich das Geheimniß Leo's.

„Sonderbar! flüsterte Bose, Leo verschenkt 10,000 Thaler, die er sich mühsam erspart hat; er ist ein guter Mensch. Ich werde morgen mit ihm sprechen. Das arme Mädchen soll nicht elend werden.

Am nächsteu Morgen brachte der Inspektor die Nachricht von dem Kassendiebstahl. Bose befahl, daß nicht darüber gesprochen werde; er äußerte sogar, daß er Leo auf Reisen geschickt habe. Trotzdem ihn der Vorfall tief ergriffen, mußte ich doch feierlich versprechen, das, was ich wußte, geheim zu halten. Sein Zustand ward nun bedenklich; da starb plötzlich auch der Knabe. Bose, der Auflösung nahe, erbte das große Vermögen;

er setzte mich wiederum zur Erbin ein, und fast möchte ich vermuthen, daß er die Liebe Leo's zu mir gekannt, da er in dem Testamente die Bestimmung traf, daß ich mich nur nach einer gewissen Zeit wieder verheirathen dürfe, andernfalls solle der Magister Kind erben, der Bruder seiner ersten Gattin.

Amelie schloß ihren Bericht mit der Erzählung von des Magisters Auftreten und Drohungen.

— Ich soll, rief sie schmerzlich, den kleinen Knaben vergiftet haben, an dem meine ganze Seele hing. Wie kommt meine Anweisung in des Arztes Hand? Nur Leo allein kann Aufschluß geben!

— Leo, Leo! hauchte Antonie vor sich hin.

Dann sank sie weinend der Freundin an die Brust. Amelie drückte sie sanft an sich.

— Ich errathe Alles; flüsterte sie.

— Mache mich nicht elend! bat Antonie. Verrathe nicht, daß ich Leo's Geschenk meinem Manne als Aussteuer zugebracht habe. In den ersten Augenblicken hätte ich es ihm zurückgegeben, wenn er nicht entflohen gewesen wäre; später mußte ich es behalten, um kein Aufsehen zu

erregen. Bose starb, Du, liebe Freundin, zogst nach der Stadt, und Mohr bewarb sich um meine Hand ... Mit wem konnte ich nun berathen? Das arme Mädchen war plötzlich reich geworden... Kann ich Leo verdammen, der, um mich vor Noth zu schützen, ein Verbrechen begangen hat? Durfte ich mich des Geldes entäußern, ohne den Geber und mich selbst anzuklagen?

— Du hast recht gehandelt!

— Amelie, ich glaube die traurige Angelegenheit zu durchschauen ... Leo hat mit Deiner Verschreibung den Arzt bezahlt, der den kleinen Erben beseitigte, damit Du das Vermögen erlangtest.

— Großer Gott!

— Der phantastische Mensch hat aus Liebe zu Dir Anlaß zu einem Giftmord gegeben. Um mich abzufinden, hat er das Geld entwendet, und für Dich hat er den habgierigen Arzt gedungen. Zwischen beiden Handlungen herrscht eine Aehnlichkeit, die für den Juristen von Wichtigkeit ist. Sie müssen einem Urheber beigemessen werden.

— Der Magister wälzt den Verdacht auf mich, entgegnete die Wittwe. Kann ich auch mit ruhigem Gewissen einer Untersuchung entgegensehen,

weiß ich auch, daß ich nie mit dem Arzt verkehrt habe, so wird doch der Prozeß ein Aufsehen erregen, das mich und auch Dich kompromittirt.

— Und Leo, Leo! flüsterte entsetzt die Gattin des Advokaten. Man wird ihn verfolgen, wird ihn zur Rechenschaft ziehen ... Indem Du Dich reinigst, belastest Du Leo, der aus Liebe zu Dir ein Verbrechen begangen. Amelie, wir müssen uns vereinigen, um den Schlag abzuwenden. Laß uns offen sprechen, damit wir die passendsten Mittel wählen können. Mohr ist gut, er ist ein vortrefflicher Ehemann und trägt mich auf den Händen; aber ich kann ihn doch nicht lieben, wie ich Leo geliebt habe. Die erste Liebe läßt sich aus dem Herzen nicht verbannen, wenn es der Zeit auch gelingt, sie abzuschwächen.

— Was ist zu thun? fragte Amelie.

— Warte noch einige Tage, ich werde sondiren. Mein Mann ist der scharfsinnigste Jurist in der Stadt, er muß, ohne daß er es weiß, uns beistehen. Aber sorge, meine liebe Freundin, daß er nicht erfahre, wie lieb und werth Leo mir gewesen ist.

— Das verspreche ich Dir!

Die beiden Frauen bekräftigten durch einen Handschlag dies Versprechen und gelobten sich gegenseitig zu unterstützen, um den Schleier von einer Vergangenheit nicht zu ziehen, die der verhängnißvollen Momente so viele in sich schloß.

— Wie wird das enden? dachte Amelie, als sie allein war. Der Magister ist ein zäher Charakter, er wird Alles aufbieten, um das Vermögen an sich zu reißen, das nach seiner Meinung ihm gebührt. Der fromme Mann ist fähig, mich des schrecklichsten Verbrechens zu beschuldigen, das unter der Sonne geschehen kann. Ach, die Welt wird ihm glauben ... sie hält mich ja schon für leichtsinnig und emancipirt. Eine Frau, die allein steht, ist der Medisance völlig preisgegeben. Es fehlt ihr an Waffen, sich zu vertheidigen ... o, hätte ich einen Beschützer!

Sie ruhete eine kurze Zeit und änderte dann ihre Toilette zu einem Spaziergang durch den Garten. Antonie beschäftigte sich mit dem Hauswesen, ertheilte den Domestiken Befehle, und zog sich nach einer halben Stunde in ihr Zimmer zurück: sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein.

— O, hätte ich doch das Geld zurückgewiesen!

8*

flüsterte sie in einer Anwandlung von Reue. Als ich von dem Diebstahl hörte, glaubte ich den Thäter zu kennen ... und ich habe den Raub behalten, um nicht arm zu bleiben. Die Verlockung war zu groß! Sollte ich mich als Magd verdingen? Sollte ich von den Launen meiner Arbeitgeber abhängig sein? Amelie, die Gouvernante, war eine reiche Frau geworden ... es regte sich der Neid in mir ... Mein Gott, warum mache ich mir denn Vorwürfe? Habe ich denn die Hand nach fremdem Gut ausgestreckt? Konnte ich denn mit Gewißheit sagen, wie Leo zu dem Gelde gekommen? Wäre der Magister nicht aufgetreten, dieser habgierige Mensch, es hätte Niemand an der Rechtmäßigkeit meines Eigenthums gezweifelt. Jetzt bin ich gezwungen, für Amelie einzutreten; indem ich sie schütze, schütze ich mich selbst. Leo darf nicht herangezogen werden, und müßte ich zum Aeußersten schreiten. Der Magister ist mein Feind, ich werde den Kampf mit ihm beginnen.

7.

In dem Schlafzimmer des Rechtsanwalts brannte spät noch Licht. Antonie, die von der Freundin kam, trat leise ein. Als sie ihren Mann am Schreibtisch erblickte, wollte sie sich wieder entfernen.

— Bleibe, mein Kind! sagte Mohr, die Feder niederlegend. Ich kann schließen.

Dann schob er ein Aktenstück in das Fach und erhob sich.

Die Gattin bot ihm den Mund zum Kusse.

— Gönne Dir Ruhe, mein Bester. Es ist schon elf Uhr vorüber.

— Kommst Du von Amelie?

— Ja. Die Arme hat mir ihr Leid geklagt, sie befindet sich wirklich in einer bedauernswerthen Lage.

— Sie hat sich Dir also eröffnet?

— Die Freundin der Freundin. Was hältst Du von dem Magister?

— Der Mann ist ein Schurke; aber er besitzt Mittel, die Wittwe in einen bösen Prozeß zu verwickeln. Ich befinde mich in einer mißlichen

Lage. Gebe ich dem Frömmler die Vollmacht zurück, so übernimmt sie ein Anderer; behalte ich sie, so muß ich gegen Deine Freundin auftreten ... bringe ich den Vergleich zu Stande, den der Magister vorgeschlagen, so vereitle ich die mit Deinem Bruder unternommene Speculation und wir verlieren ein bedeutendes Kapital.

— Einen Vergleich?

— Kind will Amelie heirathen.

— Dieser Schlaukopf! rief Antonie lachend. Eine schöne Frau und ein großes Vermögen sind annehmbare Dinge.

— Nur Armin Sander darf die Wittwe heimführen, sonst sind wir verloren. Wir müssen das Geschäft machen. Dein Bruder schreibt, daß Eile vonnöthen, da er die Wechselinhaber Armin's nicht länger beschwichtigen könne. Die Wechsel haben einen Werth von 60,000 Thalern; wir können sie um die Hälfte kaufen, vielleicht noch billiger, und erzielen einen Gewinn von 30,000 Thalern. Dein Bruder kann natürlich nur dann erst abschließen, wenn hier die Verlobung vollzogen ist. Der Mann Amelie's ist im Stande, seine Wechsel einzulösen. Nun tritt dieser Kind

dazwischen ... wird die Wittwe angeklagt, so geräth das Vermögen in Gefahr ...

— Wenn sie nun nicht überführt wird? wandte Antonie ein.

— In diesem günstigen Fall entzieht man ihr doch während des Prozesses die Verwaltung des Vermögens. Nun tritt für uns ein zweiter Fall ein; wird Armin eine Frau heirathen, die aus Mangel an überführenden Beweisen von einem schweren Verbrechen freigesprochen ist? Wird nicht stets der Verdacht des Giftmords auf der Wittwe lasten, die in der Residenz ein zu elegantes Leben geführt hat? Sander soll eine starke Dosis Leichtsinn besitzen; ich zweifle jedoch daran, daß er an die Schuldlosigkeit der Wittwe ohne Weiteres glaubt. Unsere Lage ist kritisch ... der Gewinn, der uns aus dem Geschäfte mit den Wechseln fließt, kann uns retten. Wir haben noch zwei Monat Zeit ... nicht länger.

— Kannst Du den Magister nicht abschrecken?

— Er ist der Mann nicht, der sich abschrecken läßt.

— Amelie behauptet, sie habe Leo das Papier gegeben.

— Möglich! antwortete der Advokat. Leo war ein schöner, romantisch gesinnter Mann, ein Stutzer nach seiner Art ... Bose hingegen war einfach ... der Amelie ist es schon zuzutrauen, daß sie eine verbotene Neigung zu ihrem Schwager gehegt hat.

— Wie aber kommt der Arzt zu dem Papier? Leo Brauns müßte es ihm gegeben haben ...

— Ein verwickelterer Fall, als der vorliegende, ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Antonie, biete Alles auf, um Amelie's Entschluß festzustellen ... meine Situation ist unhaltbar geworden.

Die Gattin versprach es.

Schon früh am nächsten Morgen kam Armin aus der Stadt. Er suchte sogleich den Freund auf, der ihn erstaunt empfing.

— Ich muß Ihnen einen unangenehmen Zufall berichten. Gestern Abend traf ich in dem Kaffeehause, das ich auf kurze Zeit betrat, einen Wucherer aus der Heimath. Der Mensch besitzt einen meiner Wechsel ... um einer Klage vorzubeugen, habe ich ihn diesen Morgen in Ihr Büreau beschieden ... verhandeln Sie mit ihm, Freund!

— Gern. Aber zugleich ertheile ich Ihnen einen guten Rath: beschleunigen Sie Ihre Heirath, sonst ist die reiche Wittwe für Sie verloren. Amelie hat Sie gern, ich weiß es ... Fragen Sie mich weiter nicht, handeln Sie. Ihren Wechselgläubiger werde ich befriedigen.

Der Advokat fuhr nach der Stadt.

— Herr Sander, flüsterte Antonie dem jungen Manne zu, der nachdenkend in der Veranda saß, Amelie kommt ... benutzen Sie die Morgenpromenade, die ich vorschlagen werde; es ist die höchste Zeit!

Die Wittwe trat in die Veranda. Sie hatte eine reizende Landtoilette gemacht. Ein weißes Kleid hüllte ihre üppigen Körperformen ein. Der runde Strohhut mit blauem Bande stand ihrem feinen Gesichtchen fast wunderbar schön. Armin war wie geblendet. Er vergaß fast auf den Gruß zu danken, den Amelie freundlich und unbefangen an ihn richtete.

— Unser Freund ist zur guten Stunde gekommen! rief Antonie. Er wird Dich begleiten, während ich das Hauswesen für den Tag ordne. Ich folge nach, sobald ich kann.

Die Wittwe verneigte sich und nahm den Arm des Hausfreundes an. Das Paar verschwand in den Gängen des blühenden Gartens.

— Endlich! flüsterte Antonie, die sinnend den Beiden nachgesehen hatte. Wenn es heute nicht zu einer Erklärung kommt, gebe ich die Hoffnung auf. Könnte ich doch unsichtbar das seltsame, aber wirklich schöne Paar belauschen. Amelie wird sich beeilen, einen Mann zu erobern ... ich traue ihr wenigstens diese Klugheit zu. Mit dem Magister will ich schon fertig werden.

Sie ging in das Haus und begann ihre Geschäfte.

Die Spaziergänger hatten eine Lindenlaube erreicht, die am äußersten Ende des Gartens lag. Armin kannte das trauliche Plätzchen, das Schutz vor der Sonne und vor neugierigen Lauschern bot. Man mußte die Stufen einer Treppe hinansteigen, um in das Innere zu gelangen. Hier standen Stühle und ein Tisch. Durch eine Oeffnung in der grünen Blätterwand bot sich die Aussicht über eine große Wiese, die rings von Wald eingerahmt ward. Der stumpfe Kirchthurm des nahen Dörfchens ragte über die Bäume hinaus. Der prachtvolle Morgen erhöhte den Reiz der

malerischen Landschaft. Amelie schien heute keinen Sinn für Naturschönheiten zu haben; sie ließ sich auf einem der Stühle nieder, warf den Strohhut auf den Tisch und sah ihren Begleiter seufzend an.

— Sie haben wohl nicht erwartet, mich hier zu treffen? fragte sie nach kurzer Pause.

Armin küßte ihr die Hand.

— Nein, autwortete er dann. Aber gestatten Sie mir, die Versicherung auszusprechen, daß ich mit schwerem Herzen von Ihnen geschieden bin. Mir war, als ob ich einem traurigen Ziele entgegenreiste.

— Warum sind Sie nicht in der Residenz geblieben?

— Familienangelegenheiten, ein Prozeß, den der Doktor für mich führt, Geldgeschäfte ... ich muß hier eine Zeit lang bleiben.

— Auch ich habe die Reise nicht vorausgesehen.

— Ein guter Stern hat Sie in die Villa geführt.

— Meinen Sie? fragte lächelnd die Wittwe.

— Sie fürchteten, daß Sie einen großen Verlust erleiden würden?

— Und diese Furcht ist noch nicht beseitigt. Wenn der Doktor nicht hilft, werde ich bald arm, ganz arm sein.

Armin betrachtete theilnehmend die junge Frau, die wirklich von einer ernsten Betrübniß beherrscht zu werden schien.

— Armuth, fuhr sie halb leise fort, ist der größte Makel an einer Frau. Mit dem Vermögen schwindet das Interesse, das die Welt an ihr nimmt ...

— Nein, o nein! rief Armin hingerissen. Aeußere Verhältnisse können Geist und Anmuth nicht verdunkeln. Amelie, ich kann das Gefühl in meiner Brust nicht länger bewältigen; der Kampf, den ich mit mir selbst begonnen, seit ich Sie das erstemal gesehen, muß beendet werden ... Amelie, mein Leben ist ein fortgesetztes Elend, wenn ich es nicht Ihnen widmen kann. Sie haben mir Zeichen Ihres Wohlwollens gegeben, haben dadurch eine Leidenschaft in mir angefacht, die mich verzehrt ... Amelie, gerade in diesem Augenblicke, da Sie sich verlassen wähnen, lege ich Ihnen das Bekenntniß ab ...

— Halt! unterbrach sie ihn mit erregter

Stimme. Uebereilen Sie sich nicht! Sie empfinden Mitleiden mit einer Unglücklichen ... Sie täuschen sich ...

Armin warf sich ihr zu Füßen.

— Ich habe nie klarer erkannt, daß ich Sie innig liebe, als in der Zeit unserer Trennung! Amelie, entscheiden Sie über mein Schicksal ... Können und wollen Sie mich erhören?

Sie legte ihre Hand auf sein Haupt.

— Vegessen Sie nicht, entgegnete sie bewegt, daß ich Wittwe bin, eine arme Wittwe. Der kleine Herr, den Sie in meiner Wohnung gesehen, ist mein erbitterter Feind, weil ich seine Bewerbungen um meine Hand zurückgewiesen ... er wird mir nicht nur, durch eine seltsame Verkettung von Umständen begünstigt, das Vermögen rauben, das Bose mir hinterlassen, er wird auch meinen guten Ruf antasten.

— Und ich werde Sie vertheidigen, Amelie! Ermächtigen Sie mich dazu durch ein Wort ...

— So vertheidigen Sie Ihre ... Braut!

Amelie neigte ihre Stirn auf die des vor ihr knieenden jungen Mannes. Er zitterte unter dieser Berührung. Als sie sich erhob, sah er sie mit

einem unbeschreiblichen Ausdrucke an. Armin empfand wirklich eine wahre Liebe, nachdem er der Liebschaften mehrere gehabt. Die Wittwe entsprach nicht nur allen Forderungen, die der kritische Verstand stellte, sie genügte noch weit mehr dem Herzen, das bisher die Frauen unbeachtet gelassen. Wir müssen es zum Lobe Armin's bekennen, daß er der Vermögensfrage in diesen Augenblicken nicht gedachte; er gab sich ganz dem Glücke hin, das die Erwiderung seiner Liebe gewährte. Wie oft hatte er seufzend das Portrait der Wittwe betrachtet; heute durfte er den ersten Kuß auf ihren blühenden Mund drücken und sie seine Braut nennen. Der Erklärung folgte nun ein Kosen, das die Versicherung ewiger Liebe in sich schloß. Wenn das Paar gewähnt, es sei unbelauscht, so hatte es sich getäuscht. Antonie, im Begriffe die Treppe zu ersteigen, hatte die letzten Worte des zärtlichen Ergusses gehört; sie konnte aber auch daraus schließen, daß die Bekanntschaft der Beiden nicht neu war und daß Amelie wünschte, es möge ihr zärtliches Verhältniß noch Geheimniß bleiben.

— Immerhin, dachte die Gattin des Doktors;

ich habe das Ziel erreicht. Amelie wird mich schon einweihen.

Sie schlich durch die Büsche nach der Villa zurück und betrat ihr Schlafkabinet, dessen Thür sie hinter sich schloß. Eilig schrieb sie einen Brief, den sie durch den Gärtner nach der Stadt sandte. Der Doktor las in freudiger Ueberraschung die Zeilen seiner Gattin. Dann ließ er eine telegraphische Depesche an seinen Schwager abgehen, die aus den Worten bestand: „Sofort abschließen, Stand gut."

Antonie hatte, nachdem sie den Brief expedirt, noch einmal das Schlafkabinet betreten. Ihre Neugierde war rege geworden durch ein Aktenstück, das in dem Fache ihres Schreibtisches lag. Die Aufschrift von der Hand des Advokaten lautete: „Magister Kind contra Wittwe Bose." Es war ersichtlich, daß der Rechtsanwalt diese Angelegenheit dem gewöhnlichen Geschäftsgange entziehen wollte. Antonie, neugierig wie alle Töchter Eva's, blätterte und fand die Verschreibung der Wittwe über 25,000 Thaler.

— Mein Gott! flüsterte sie be bestürzt. Mit diesem Papier hat Leo das Verbrechen angeregt!

Sie weinte. Der Mann ihrer ersten Liebe war ihr immer noch theuer.

Amelie lügt nicht! fuhr sie leise fort. Ich weiß, daß Leo mit dem Arzt verkehrte. Die 10,000 Thaler, die er mir zurückgelassen, haben meine Existenz gegründet ... ich bin ihm Dank schuldig. Ein exaltirter Mensch, wie er, begeht aus Liebe ein Verbrechen. Ach, dürfte ich doch meinem Manne Alles mittheilen! Nein, nein, sein Vertrauen zu mir wird erschüttert! Er ist glücklich in dem Gedanken, daß ich nur ihn geliebt habe, nur ihn liebe ... der Haß, den er gegen Leo hegt, wird neue Nahrung erhalten, wenn er erfährt, daß sein Feind meine erste Liebe war.

Ein Gedanke zuckte in ihr auf. Das Papier zitterte in ihrer Hand.

— Was beginne ich denn? fragte sie sich. Mein Mann hat mit Leo's Gelde den Grund zu einer selbstständigen Existenz gelegt ... wir hätten uns vielleicht nie verheirathen können ... ich gab vor, es sei mein väterliches Erbtheil ... Es war eine Lüge! Ob verzeihlich oder nicht, es bleibt eine Lüge, deren Folgen ich jetzt schwer

empfinde. O Gott, könnte ich doch zu Gunsten Leo's sprechen! Er ist verloren, wenn mein Mann den Prozeß anhängig macht. Und Amelie muß ihn anklagen, um sich von dem Verdachte zu reinigen. Wenn ich dieses Papier, das den überführenden Beweis bildet, vernichtete ...

Sie legte es hastig zurück und schob das Heft in das Fach.

— Nein, flüsterte sie erschreckt. Ich darf meinem Mann nicht schaden. Der boshafte Magister würde ihn verfolgen und zu vernichten suchen. Man könnte ihn der Mitschuld zeihen oder doch der Bestechlichkeit.

Antonie verließ das Kabinet und verschloß die Thür, als ob sie fürchtete, daß das Aktenstück entwendet werden könnte. Die Lage der armen Frau war eine kritische. Sie schadete ihrem Mann, wenn sie Leo nützen wollte, und blieb sie unthätig, mußte der Advokat im Auftrage seines Klienten vorgehen, so stand eine Untersuchung in Aussicht, die sicherlich ihre Geheimnisse an das Licht ziehen würde. Antonie faßte den Entschluß, ihren Mann zuvor auszuforschen, ehe sie etwas unternahm. Nachdem sie sich so weit gesammelt, daß

sie ein ruhiges Gesicht zeigen konnte, ging sie in den Garten. Amelie und Armin kamen ihr entgegen. Die Wittwe war ernst gestimmt, sie hörte schweigend die Unterhaltung ihres Begleiters, der lebhaft über gleichgültige Dinge sprach. Als sie Antonie bemerkte, rief sie ihr entgegen: „Endlich! Ich habe mich recht nach Dir gesehnt!“

Armin fügte scherzend hinzu: „Ein nicht schmeichelhaftes Kompliment für mich, der ich mich abmühe, Ihnen die trübe Laune zu verscheuchen. Vielleicht ist die Frau Doktorin glücklicher als ich.“

— Ah, dachte Antonie, das neue Brautpaar will mich täuschen! Es mag dabei wohl mehr als Schüchternheit zu Grunde liegen. Wollen sehen, wie weit die Leute es treiben.

Kein Wort, keine Anspielung, nicht einmal ein Blick verrieth, was in der Lindenlaube geschehen. Amelie war wirklich verstimmt und Armin überließ es Antonien, die Freundin zu unterhalten. So verfloß der Vormittag. Der Mittag kam und mit ihm der Doktor, der heiter grüßte und sich glücklich pries, sich nun für die zweite Hälfte des Tages den Freunden widmen zu können.

Antonie folgte ihrem Gatten in das Zimmer. Sie erzählte kurz, was sie erlauscht hatte.

— Gut, antwortete der Doktor; stelle Dich, als ob Du nichts wüßtest, aber fahre fort zu beobachten. Ich muß von Allem, was zwischen den Leuten vorgeht, stets genau unterrichtet sein.

8.

Eine Stunde von dem Landhause des Doktors Mohr lag still und einsam ein Dörfchen, das rings von einem Eichenforste umgeben war. Diesem Umstand verdankte es auch wohl den Namen „Eichstedt.“ Das Dörfchen zählte vielleicht fünfzig Häuser und entbehrte der Kirche; die Landleute mußten, wenn sie dem Gottesdienste beiwohnen wollten, nach dem eine halbe Stunde entfernten Kirchdorfe wandern. Eine Schule war vorhanden; die Gemeinde hatte sie vor wenigen Jahren erbaut und besoldete den Lehrer so gut als möglich. War diese Gemeinde auch klein, so hatte sie doch mehrere sehr wohlhabende Mitglieder. Große Ackerflächen sah man nicht, wohl aber bei jedem Hause einen wohlgepflegten Garten. Der frucht-

bare Boden brachte köstliches Gemüse hervor, das in der Stadt besonders gesucht ward. Der Gartenbau Eichstedt's war berühmt geworden und dies mit vollem Recht. Keine Erdbeere, keine Kirsche, keine Pfirsiche, keine Birne, kein Apfel war so schmackhaft und saftig als die von Eichstedt. Die reichen Städter bezahlten diese Produkte gut.

Am Ende des Dorfes wohnte der Mann, der für den reichsten galt. Es war dies Matthias Keßler, der fast jährlich ein neues Stück Erde ankaufte. Sein Garten war der größte, schönste und fruchtbarste. Nicht nur Gemüse und Obst, sondern auch Blumen züchtete er, deren Zwiebeln und Samen weit und breit verschickt wurden. Das Gehöft dieses Mannes war nicht eben groß, aber es bestand aus gut gebauten und gut erhaltenen Häusern.

Wir betreten Keßler's Wohnzimmer. Es war fast städtisch eingerichtet. Sopha, Stühle, Kommode und Sekretär mochten vor Kurzem erst gekauft sein; die Gardinen an den Fenstern waren fein und weiß. Man errieth, daß hier eine sorgsame weibliche Hand waltete. Nirgends gewahrte das forschende Auge ein Stäubchen. Die Scheiben der

Fenster glänzten wie die Möbel. Eine einfache blaue Tapete bedeckte die Wände, an denen Lithographien und Stahlstiche in schwarzen Rahmen prangten. Auf dem Sekretär stand eine Stutzuhr unter großer Glasglocke, deren Pendelschläge hell durch das freundliche Zimmer klangen. Das eine der Fenster ging nach dem Hof, das andere nach dem Garten hinaus.

Der Zeiger der Pendüle stand auf halb Zwölf, als ein junges Mädchen eintrat. Es war Klärchen, die Tochter Keßler's. Klärchen, eine schöne und üppige Mädchengestalt, mochte neunzehn Jahre zählen. Sie trug ein dunkelgraues Mieder mit Zinnknöpfen und einen Rock von braunem Fries. Das schneeweiße Hemd, aus feinem Linnen gefertigt, bedeckte nur zur Hälfte den üppigen runden Arm. Ein dunkelgrünes Seidentuch, dessen Zipfel auf dem Rücken zugeknotet, verhüllte züchtig den vollen Busen. Was man nicht oft bei Landschönheiten findet, besaß Klärchen: einen kleinen wohlgeformten Fuß, der mit weißem Strumpf und leichtem Schuh bekleidet war. Ihr Köpfchen war von besonderer Schönheit. Das üppige schwarze Haar desselben glänzte wie Ebenholz; es bildete

über der Stirn einen glatten Scheitel, der mit sichtlicher Sorgfalt gepflegt ward. Die schweren Flechten vereinigten sich zu einem Kranze, den ein schwarzes Bändchen zusammenhielt. Das frische, blühende Gesicht glich dem einer Madonna ... die Züge desselben waren fein und ausdrucksvoll. Schön geschweifte Lippen bildeten einen reizenden Mund. Das große himmelblaue Auge, umgeben von dunkeln Wimpern, spiegelte die mädchenhafte Freudigkeit eines arglosen Gemüths ab. Klärchens Wuchs war untadelhaft; in allen ihren Bewegungen lag eine natürliche Grazie, die ihre Erscheinung zu einer pikanten machte. Hätte sie städtische Kleider getragen, man würde sie für eine Dame vom Stande gehalten haben.

— Schon halb Zwölf! rief sie überrascht, als sie nach der Pendüle gesehen hatte.

Sie öffnete einen Kasten der glänzenden Kommode, holte ein weißes Damasttuch hervor und breitete es auf dem Tische aus, den sie in die Mitte des Zimmers gezogen hatte; dann brachte sie silberne Löffel und glänzende Messer und Gabeln für vier Personen. Es war nicht etwa ein Sonntag oder ein außerordentliches Fest, nein,

in dem Hause Keßlers speiste man täglich mit silbernen Löffeln.

Jetzt trat Frau Keßler in das Zimmer, eine rüstige Bäuerin von fünfzig und einigen Jahren.

— Schon so weit? fragte sie überrascht.

— Halb zwölf Uhr, Mutter! antwortete Klärchen.

— Wie rasch ist der Vormittag vergangen!

— Es gibt der Arbeit auch so viel bei uns, daß man sich wacker tummeln muß, meinte die Tochter.

— Wenn wir verdienen wollen, müssen wir fleißig sein.

— O Mutter, ich beklage mich nicht! Es ist mir im Gegentheil recht lieb, daß ich die Hauswirthschaft allein besorgen kann.

— Bist ja schon so hübsch geputzt, mein Kind!

— So eben bin ich fertig geworden. Ich kann mich doch nicht mit der Küchenschürze an den Tisch setzen.

— Trage das Essen auf!

Klärchen ging.

— Es ist mir schon recht! flüsterte die Mutter, die der Tochter zufrieden lächelnd nachsah. Mag

sie sich putzen ... etwas müssen wir doch von der sauern Arbeit haben, und Klärchen ist meine einzige Freude. Ich will gerade nicht eine Stadtdame aus ihr machen, aber wie eine Magd braucht sie nicht herzugehen. Besitzen wir doch die Mittel dazu ... unser Geschäft blüht sichtlich empor, und wenn das so fortgeht, können wir noch ein schönes Vermögen erwerben, das unserm einzigen Kind zu Gute kommt.

Mutter Grete öffnete das Fenster.

— Keßler! rief sie.

In den Beeten des Gartens, der sich vor dem Fenster ausbreitete, arbeitete ein Mann, dessen weiße Hemdärmel durch das Grün der Sträuche schimmerten. Dieser Mann sah auf, trocknete den Schweiß von der Stirne und fragte:

— Was gibt's?

— Es ist Essenszeit!

— Schon?

— Ja wohl!

— Werde gleich kommen.

Auch dem Matthias Keßler war die Zeit zu rasch verflossen. Nachdem er noch einen langen Blick über die grüne Fläche geworfen, ging er aus

der Furche in den Weg, der sich in schnurgerader Linie zwischen den Beeten hinzog.

— Es ist in diesem Sommer eine wahre Pracht! murmelte er. Fast möchte ich glauben, der Andreas hat mir besonderen Segen gebracht. Ich bin abgewichen von der alten Art des Bestellens, habe es gemacht, wie Andreas es angegeben hat ... der kommt aus Holland, wo er gelernt, jeden Quadratfuß Erde richtig zu benutzen. Hätte nicht geglaubt, daß Alles so schön gedeihen würde ...

Keßler ging so lange weiter, bis er die Abtheilung erreichte, die den Obstgarten bildete. Hier trat ihm ein Mann entgegen, der auf dem Kopfe einen großen Korb trug.

— Was bringst Du, Andreas?

— Die ersten Aprikosen.

— Sind sie reif?

— Gewiß, Herr. Wir werden die ersten sein, die diese Frucht zu Markte bringen, können darum auf gute Preise halten. Die vornehmen Leute sind lüstern nach Obst ...

— Schon recht, Andreas; Du weißt, daß ich mit Allem zufrieden bin, was Du thust. Nimm

den Korb vom Kopfe, ich werde ihn Dir tragen helfen.

— Hat nichts zu sagen, lieber Herr. Die Last ist mir nicht zu schwer.

Beide Männer gingen nach dem Hause; sie traten zugleich in den Hof. Andreas brachte seinen Korb von grobem Weidengeflecht in den Speicher, der zur Aufbewahrung der für den Markt bestimmten Waaren eingerichtet war.

— Nun zu Tische! sagte der Handelsgärtner.

Dann verschwand er in der Hausthür. Andreas trat zu dem Brunnen, wusch sich die Hände und das Gesicht, und ging dann in seine Kammer, wo er rasch die einfache Toilette vollendete. Schon nach fünf Minuten stand er in dem Hof. Sein volles Haar war glatt gekämmt, sein krauser Bart, der das ganze Gesicht einrahmte, schmiegte sich den gebräunten Wangen an und ein schwarzes Seidentuch hielt das weiße Hemd an dem Halse zusammen. Eine Jacke von grauem Tuche bekleidete den Oberkörper; die weiten Pantalons von dunkelgrünem Manchester und die Schuhe mit dicken Sohlen gaben ihm das Aussehen eines Schiffers. Andreas war von schlanker, markiger

Gestalt; er mochte acht- bis neunundzwanzig Jahre zählen. Seine hohe Stirn und sein feuriges Auge verriethen den denkenden Arbeiter. Sinnend sah er nach dem Garten, dessen Bäume über die Lehmmauer emporragten. Da klopfte es an die Fensterscheibe. Andreas wandte sich. Klärchen stand winkend am Fenster. Der junge Mann zuckte leicht zusammen, strich mit der Hand über die Stirn und ging in das Haus. Es schlug Zwölf, als er das Zimmer betrat. Ruhig nahm er seinen Platz neben dem Hausherrn ein. Ihm gegenüber saß Klärchen. Matthias Keßler entblößte sein graues Haupt und faltete die rauhen Hände. Alle vier Tischgenossen sprachen nach hergebrachter Sitte ein stilles Gebet. Dann begann das einfache Mahl. Man sprach von Gartenarbeiten, von Aussichten für den nächsten Herbst und neuen Anlagen auf den kürzlich gekauften Aeckern. Andreas entwickelte eine Kenntniß der Bodenkultur, die von ernsten und tiefgehenden Studien zeugte.

Berichten wir, während die Landleute das Mahl einnehmen, wie der intelligente Gärtnergehülfe in das einsame Dorf gekommen.

Im nächsten Herbste wurden es zwei Jahre, daß Vater Keßler seinen ersten Gehülfen verlor; der fleißige und zuverlässige Bursche mußte Soldat werden. In der kurzen Zeit von vier Wochen versuchte er es mit zwei Arbeitern aus der nächsten Umgebung des Dorfs; er mußte Beide entlassen, weil sie nicht treu waren. Schadenfroh belächelten die Nachbarn diesen Uebelstand, die das Gerücht zu verbreiten suchten, der geizige Keßler behandle nicht nur seine Leute schlecht, er mißtraue ihnen auch auf Tritt und Schritt. So kam es, daß kein brauchbarer Gehülfe in seinen Dienst treten wollte. Keßler suchte nun durch die Zeitung einen Gärtner, der sich bei einem Agenten in der Stadt Stadt melden sollte. Schon nach drei Tagen sandte der Agent den der sich gemeldet hatte. Es war am Morgen, als der Fremde nach Herrn Keßler fragte. Andreas Fink, so nannte sich dieser, legte seine Papiere vor, die nicht nur völlig in Ordnung waren, sondern auch das günstigste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und seinen Fähigkeiten ablegten. Des Wanderburschen Aussehen gefiel dem Herrn. Andreas sprach ruhig und bescheiden und forderte einen Lohn, der dem

Handelsgärtner annehmbar erschien. So ward ein Kontrakt auf drei Monate abgeschlossen; nach dieser Frist sollte, wenn beide Theile mit einander zufrieden seien, der Kontrakt auf ein Jahr verlängert werden. Andreas bezog die ihm angewiesene Kammer und begann sofort seine Arbeiten. Schon nach den ersten vier Tagen sagte Keßler:

— Frau, ich, glaube wir haben einen guten Fang gethan. Der Andreas ist fleißig und klug, er weiß jetzt schon überall Bescheid und arbeitet für Zwei.

— Ich mag ihn nicht so recht leiden, entgegnete die Frau.

— Warum denn nicht, Grete?

— Er sieht stets finster aus.

— Mag er, wenn er nur flott arbeitet.

— Der Andreas kommt mir vor, als ob er kein gutes Gewissen hätte.

— Grete, Grete! Du bist stets unglücklich gewesen in der Beurtheilung der Menschen. Den letzten Gehülfen hast Du gelobt, und er war ein Schurke. Den vorletzten hast Du für treuherzig

gehalten, und er hat uns verleumdet, hat sogar unser Klärchen antasten wollen.

Die Frau ließ sich nicht so leicht besiegen.

— Matthias, rief sie, ich traue dem Menschen nicht, der mir nicht offen in's Auge sehen kann.

— O, der Andreas. ...

— Blickt stets hinter dem Berge hervor.

— Einbildung!

— Er flieht die Menschen und sucht die Einsamkeit auf, als ob er kein gutes Gewissen hätte.

— Das Alles hast Du in der kurzen Zeit schon bemerkt? rief erstaunt der Gatte.

— Das habe ich bemerkt, und wenn Du meinst, ich täusche mich, so frage Klärchen.

Aber Vater Matthias fragte Klärchen nicht, er selbst beobachtete seinen Gehülfen, und fand, daß Andreas zwar das Alleinsein liebte, sonst aber ein schlichter, gerader Mann war, auf dessen Wort man sich verlassen konnte. Daß er, Andreas, den Umgang mit den Bauern mied, war dem Alten schon recht. Nach und nach änderte auch Mutter Grete ihre Ansicht, sie gewöhnte sich an die

Schweigsamkeit ihres Gärtners und stimmte bei, als Matthias den Dienstkontrakt verlängerte und dem fleißigen Arbeiter eine Lohnzulage gewährte. Auf Rath des Gehülfen ward nun manche Verbesserung vorgenommen und die Blumenzucht eingerichtet. Das Grundstück Keßler's bekam ein ganz verändertes Ansehen. Schon oft hatte Andreas vortheilhafte Anträge von anderen Gärtnern erhalten; er wieß sie mit dem Bemerken ab, daß seine Stellung ihm lieb geworden sei. Dies hatte er unter der Hand erfahren; er behandelte seinen Gehülfen demgemäß, und dieser mußte selbst täglich an dem Familientische mitspeisen. Frau Grete wußte nicht recht klug zu werden aus dem seltsamen Hausgenossen, der wenig sprach, aber viel arbeitete und in der letzten Zeit die Geschäftsbücher führte wie ein Kaufmann. Auch ließ er Ankündigungen in die Zeitungen rücken, die dem Handelsgärtner manche bedeutende Bestellung eintrugen. Keßler verhehlte sich nicht, daß er dem Gehülfen großen Dank schuldete.

Nach dem Mittagsmahl zog sich Andreas für eine halbe Stunde in sein Stübchen zurück. Klärchen war mit der Magd in der Küche be-

schäftigt. Vater Matthias saß im Lehnstuhl, um ein wenig zu nicken, wie er das kurze Schläfchen nach Tische nannte. Mutter Grete hatte den Strickstrumpf ergriffen und sah von Zeit zu Zeit durch das offene Fenster in den schattigen Garten. Es herrschte tiefe Mittagsstille, die nur durch den Gesang der Vögel in den Bäumen unterbrochen ward.

Da erschien Andreas zwischen den Beeten; er ging sehr langsam, betrachtete sinnend die Blumen und blieb endlich unter einem Baume stehen.

Mutter Grete ward aufmerksam.

— Da ist der Träumer! dachte sie. Ich bleibe dabei, es ist nicht richtig mit ihm.

In diesem Augenblicke erwachte Keßler.

— Matthias! rief leise die Frau.

— Was willst du denn, Grete?

— Sieh' Dir einmal unsern Andreas an.

— Wo ist er?

Dort im Garten.

Und Matthias trat zu seiner Frau. Von hier aus sah er, daß Andreas sich auf die kleine Bank unter dem Baume setzte, einen Brief aus der Seitentasche seiner grauen Jacke holte und zu lesen

begann. Er las ziemlich lange und, wie es schien mit großer Aufmerksamkeit. Dann verbarg er den Brief, fuhr mit der Hand über die Stirn, strich das braune Haar zurück und starrte regungslos in die Zweige des Baums. Plötzlich sprang er auf und verschwand in der Tiefe des Gartens.

— Das habe ich noch nicht von ihm gesehen! sagte die Frau.

— Er hat seine Eigenheiten! murmelte der Mann.

— Ja, das hat er. Was das wohl für ein Brief ist, den er gelesen hat?

— Du willst auch alles wissen, Frau! Jeder Mensch hat seine Geheimnisse!

— Es ist nicht ganz richtig.

— Was denn? Was ist denn nicht richtig?

— Der Andreas hat etwas auf dem Gewissen, ich lasse es mir nicht nehmen. Du wirst schon sehen, Alter, daß die Sache nicht richtig ist. Ein junger Mensch muß auch seine Zerstreuungen haben, muß vergnügt sein... auch hat der Andreas noch nie die Kirche besucht, so lange er bei uns ist... Glaube nicht, daß ich seiner überdrüssig bin oder daß ich ihn hasse, Gott bewahre mich... aber

sieh' Dich vor, Matthias, gib dem Gehülfen nicht zu viel in die Hände.

— Das kann wohl geschehen, meinte der Gärtner.

Dann verließ er das Zimmer und ging der Arbeit nach. Gegen Abend ward ein Wagen mit Gemüse, Obst und allen den Produkten beladen, die der Garten hervorgebracht. Ein großer Korb mit prachtvollen Blumen stand neben dem Brunnen, damit sie frisch blieben. Nach dem Abendessen wanden Frau Grete, und Andreas diese Blumen zu Sträußen. Vater Keßler saß auf einer Bank und sah der Arbeit zu.

— Im nächsten Sommer werden wir diesen Handel einstellen, murmelte er; Klärchen soll überhaupt nicht mehr mit nach der Stadt.

— Ich habe es immer schon gesagt, fügte Andreas hinzu. Wer von unsern Blumen kaufen will, mag hierher kommen. Jungfer Klärchen braucht nicht hausiren zu gehen.

Das junge Mädchen rief auffahrend:

— Gehe ich denn hausiren, ich versorge die Kunden die ich schon seit Jahren kenne, das ist Alles. Die Leute wissen schon, wenn ich komme

und behandeln mich sehr freundlich. Uebrigens ist es mir schon recht, wenn ich nicht mehr in die Häuser zu gehen brauche; ich bleibe eben so gern in unserm Dorfe.

— Das soll bald geschehen, rief der Vater; wir werden uns ganz anders einrichten.

Den Andreas schien dieses Vorhaben unangenehm zu berühren; er warf verstohlen einen Blick auf Klärchen und wand den Bast fester um die Stiehle der Blumen, die er in der Hand hielt. Klärchen dagegen sah nicht auf, sie wand ruhig ihre Sträuße und reichte sie der Mutter, die sie in einen feuchten Korb packte. Die Arbeit war vollendet.

Jetzt trat ein Mann durch die Pforte in den Hof.

— Guten Abend, Herr Schulmeister! rief ihm der Gärtner entgegen.

Der Schulmeister blieb stehen, zog seinen Hut und grüßte lächelnd nach allen Seiten. Klärchen dankte kurz und kalt. Frau Grete aber fühlte sich sehr geschmeichelt; sie trocknete rasch die Finger an der weißen Schürze und reichte dem Schulmeister die Hand.

— Störe ich? fragte dieser mit sanfter, dünner Stimme.

Frau Keßler übernahm die Antwort.

— Die Arbeit ist gethan, lieber Herr Sandmann, wir können ein Stündchen in der Laube plaudern.

— Ach der Abend ist so schön, liebe Frau Keßler! Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, konnte mir die Freude nicht versagen, Ihnen einen kurzen Besuch abzustatten.

— Das ist recht! rief gutmüthig der alte Gärtner. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Gehen Sie mit uns in die Laube. Klärchen wird für ein Glas Wein sorgen...

— Bitte, Jungfer Klärchen soll sich meinetwegen nicht bemühen; ich habe mein Abendessen bereits eingenommen und sehne mich nur nach Unterhaltung.

Keßler führte den Gast in die Laube, die sich fünfzig Schritte von dem Hause inmitten eines duftenden Blumenbeets erhob. Der Schulmeister Georg Sandmann war ein langer und hagerer Mann von dreißig Jahren; sein dünnes blondes Haar war glatt gekämmt und wohl pomadisirt.

Die Anfänge einer Glatze zeigten sich bereits auf seinem kleinen, runden Schädel. Sein längliches Gesicht war fast bartlos. An dem spitzen Kinn zeigte sich eine Warze, die von blonden Härchen umgeben war. Eine feine Stahlbrille ruhte auf der steilen Nase, die wie eine Leiste zwischen den hagern Wangen lag. Lächelte Sandmann, was oft geschah, so zeigten sich schon Furchen in den welken Gesichtszügen. Durch das Glas der Brille ließ sich erkennen, daß die kleinen Augen von blaßblauer Farbe waren. Die Brauen ließen sich kaum unterscheiden; sie waren hochblond, daß sie mit der Hautfarbe verschwammen. Sandmann war völlig schwarz gekleidet; er hielt viel auf seine Toilette. Seine Wäsche war weiß und sauber. Man errieth auf den ersten Blick den Stand, dem er angehörte. Er sprach stets in gewählten Ausdrücken und bemühte sich, den gelehrten Mann zu spielen. Die Bauern hielten ihn für gescheidter, als den alten schlichten Pfarrer in dem benachbarten Kirchdorf.

Frau Grete hegte großen Respekt vor dem Schulmeister, dessen Besuche sie gern empfing; denn sie wußte, daß die Nachbarn sie deshalb be-

neideten. Hier und dort hatte man schon gesprochen, der würdige Sandmann, der mit Eifer und Strenge seinen Amtspflichten oblag, habe ein Auge auf das hübsche und reiche Klärchen geworfen. Der Vater hatte darüber gelächelt, die Mutter aber hatte mit ernsten Mienen gesagt: „ich habe die studirten Leute stets gern gehabt und unser Klärchen ist auch nicht auf den Kopf gefallen, sie hat von den vornehmen Herrschaften profitirt, die sie in der Stadt besucht.“ Uebrigens hatte Herr Sandmann seine Absichten noch nicht verlautbart, obschon er die Tochter vom Hause mit besonderem Wohlgefallen betrachtete.

— Die Anlagen in ihrem Garten sind Meisterstücke, sagte er mit Kennermiene; wohin das Auge sich wendet, erkennt es die rastlos schaffende Hand des intelligenten Mannes.

— Gewiß, antwortete Vater Keßler, der keinem Menschen in der Welt sein Verdienst schmälerte. Mein Gehülfe ist ein seltener Mann, er kennt die Gärtnerei durch und durch und läßt es sich sauer werden. Arbeitet er doch, als ob er nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht wäre, während er doch nur mir Nutzen bringt. Alle

neuen Einrichtungen sind sein Werk; ich muß ihm das zur Ehre nachrühmen. Auch diese Laube hat er hergestellt ...

Beide Männer betraten den reizenden Raum, dessen Wände aus üppig wucherndem Weine bestanden. Große Oeffnungen gestatteten die Aussicht auf die farbigen Blumenbeete, denen ein würziger Duft entströmte. Das letzte Glühen des Abendroths warf einen wunderbaren Schein auf die stille Erde. Kein Lufthauch regte sich. Die Vögel waren schon zur Ruhe gegangen, ihr Gesang war verstummt. Nur das Schlagen einer Wachtel, die im nahen Weizenfelde nistete, ließ sich noch vernehmen. Tiefblau spannte sich der Himmel aus über dem köstlichen Stück Erde, die der Gärtner sein eigen nennen konnte. Der Schulmeister versenkte sich in den Anblick der Naturherrlichkeiten, die rings ausgebreitet lagen.

Jetzt erschien Frau Grete; sie trug ein Körbchen mit Aprikosen, das sie dem Gaste bot. Sandmann ergoß sich in Lobeserhebungen über die köstliche Frucht.

— Wird uns Jungfer Klärchen nicht Gesellschaft leisten? fragte er nach einer Pause.

— Meine Tochter ist zu Bett gegangen, lieber Herr.

— Schon?

— Sie muß morgen früh vier Uhr zur Stadt, es ist Markttag.

— Ja, sie muß zur Stadt, fügte Keßler hinzu. Den Winter über wird sie zu Hause bleiben.

— Sie können, meinte der Schulmeister, diese Strapazen Jungfer Klärchen ersparen.

— Von der Arbeit ist noch Niemand gestorben.

— Das wohl, Herr Keßler; Ihre Tochter ist jetzt eine aufgeblühte Jungfrau, die man den Gefahren, die sich in der großen Stadt bieten, nicht aussetzen darf. Unverdorbene Sitten findet man nur auf dem Lande. Ich spreche diese Ansicht in der besten Meinung aus, da ich das Stadtleben kenne.

Der Gärtner blies eine Rauchwolke aus seiner Pfeife.

— Auf mein Klärchen, murmelte er, kann ich Häuser bauen.

— Immerhin!

— Sie lacht über die Stadtgecken.

— Aber es schadet doch dem guten Rufe Klärchens ...

— Was?

— Verzeihung, ich habe nur bescheiden meine Ansicht ausgesprochen. Die schlichte Einfalt der Sitten ist die Hauptzierde eines jungen Mädchens ...

— O, rief Frau Grete, das habe ich längst gesagt! Wir können ja Leute halten, die unsere Geschäfte in der Stadt besorgen. Früher war das unmöglich, denn wir haben klein angefangen. Ja, Herr Sandmann wir haben es uns sauer werden lassen ... in dem Stall steht der Handwagen noch, den ich und mein Mann jede Woche zweimal nach der Stadt gezogen haben. Bei Wind und Wetter, Morgens früh und Abends spät waren wir auf der Straße.

— Grete! rief vorwurfsvoll der Gatte.

— Warum soll ich das nicht sagen, Matthias?

— Weil es unnütz ist.

— Ich schäme mich dessen nicht, ich bin sogar stolz darauf, denn was wir besitzen, haben

wir durch unsern Fleiß erworben und sind keinem Menschen Dank schuldig.

Matthias rückte ungeduldig seine Mütze in die Stirn.

— Du bist immer sehr sparsam gewesen, Frau, dies muß Dir der Neid nachrühmen ... aber man darf mit dem, was man gethan, nicht prahlen ... Der liebe Gott hat unsern Fleiß gesegnet, danken wir ihm dafür im Stillen ...

— Bis zum Herbst geht Klärchen noch zur Stadt, nicht länger. Ich habe es nicht gern, daß sie mit dem Gehülfen fährt, der in meinen Augen ein ganz absonderlicher Mensch ist. Ginge es nach mir, unsere Tochter dürfte morgen nicht mehr fort.

— Frau! rief der Alte auffahrend, verdächtige den Andreas nicht! Er achtet die Tochter seines Herrn und wird sie beschützen, wenn es nöthig werden sollte.

— Es schickt sich nicht, daß Beide allein im Wagen sitzen. Die Leute sprechen darüber. Herr Sandmann wird mir Recht geben ...

— Allerdings, sagte süß lächelnd der Schulmeister; die Ehre eines jungen Mädchens gleicht

einem Spiegel, dessen klare Fläche durch einen Hauch getrübt wird ... ich kann es nicht verhehlen, daß neidische Nachbarn mancherlei sprechen ... man thut immer gut, den Schein zu meiden ... wenn die absolute Unmöglichkeit es nicht erheischt, würde Klärchen nach meiner unmaßgeblichen Ansicht ... Lieber Herr Keßler, ich interessire mich lebhaft für Ihre Tochter, denn sie ist in der That die Perle unseres Dorfs, eine Perle, die der kluge Besitzer wohl hütet. Die Erfahrung lehrt, daß die besten und festesten Grundsätze schwankend geworden sind ... ach, die Versuchung naht in den einschmeichelndsten Gestalten! Wir Alle sind ja schwache Menschen ... Noch ist nichts verloren; treffen Sie als sorgender Vater Ihre Vorsichtsmaßregeln und Klärchen wird eine glückliche Hausfrau werden, geachtet und geschätzt von Allen, die sie kennen. Noch einmal spreche ich die Versicherung aus: ich interessire mich lebhaft für Ihre liebenswürdige Tochter.

— O, dachte der Gärtner, heute rückt er ziemlich klar heraus mit der Sprache! Habe so etwas vermuthet!

Frau Grethe nahm den Korb vom Tische und

bot dem werthen Gaste Aprikosen, die dieser dankend annahm.

Jetzt erschien Andreas in dem Eingang der Laube.

— Herr Keßler! sagte er mit sonorer, kräftiger Stimme.

— Was denn, lieber Andreas?

— Ich wollte fragen, ob Sie mir für morgen besondere Aufträge zu geben hätten ...

— Nein!

— Gute Nacht!

Nach diesem kurzen Gruße entfernte sich der Gehülfe. Eine halbe Stunde später ging auch der Schulmeister, und als der Dorfwächter die zehnte Stunde rief, befand sich das Ehepaar in der Schlafkammer.

— Hast Du gehört? fragte Frau Grete.

— Was meinst Du?

— Der Schulmeister hat unsere Tochter gern.

— Das ist mir lieb.

— Ich glaube, flüsterte die Mutter, der wirbt noch einmal um sie.

— Wohl möglich!

— Was meinst Du, Matthias?

— Was ich meine? Wozu?

— Herr Sandmann ist ein willkommener Schwiegersohn.

— Oho! rief der Alte, der sich auf das Lager streckte. So weit sind wir noch lange nicht! Den Schulmeister kann ich nicht brauchen.

Frau Grete, die die Lampe auslöschen wollte, wandte sich erstaunt zu ihrem Gatten.

— Den kannst Du nicht brauchen? wiederholte sie.

— Er ist kein Gärtner.

— Aber er ist der geachtetste Mann im Dorfe. Jeder andere Gärtner würde ihm die Tochter mit Freuden geben, wenn er anklopfte.

— Ich nicht! antwortete Matthias entschieden.

— Und warum nicht?

— Dieser Herr Sandmann kommt mir vor wie eine Blindschleiche, die sich, ohne daß man es hört, durch Blätter und Laub windet. Außerdem ist er kein Mann für Klärchen und kein Sohn für uns. Ich brauche einen tüchtigen Gärtner, der mein Geschäft fortsetzt.

Grete setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Bette stand.

— Mann, Du hast doch wohl nicht schon einen Schwiegersohn in Gedanken? fragte sie im Tone höchsten Erstaunens.

— Das gerade nicht!

— Sprich Dich nur aus ... Du hast ein Auge auf den Andreas geworfen.

— Ich würde ihn nicht abweisen, wenn er käme. Andreas ist ein Mann für mein Geschäft ...

— Aber kein Mann für Deine Tochter.

— Das kommt darauf an.

— Sie mag ihn nicht leiden, ich weiß es. Und ich gebe nun und nimmermehr meine Einwilligung.

— Frau, sei vernünftig!

— Schlag' Dir den Andreas aus dem Kopf, er ist ein Duckmäuser, der im Trüben fischt. Weißt Du, woher er stammt?

— Nein! antwortete kurz der Alte.

— Kennst Du seine Familie?

— Nein!

— Und diesem Hergelaufenen willst Du Dein Kind geben, das einzige Kind, das nur die Hand auszustrecken braucht, um den besten Mann zu bekommen? Matthias, ich bin die Mutter ...

— Das bist Du, Grete.

— Auch ich habe ein Wort mitzureden.

— Freilich hast Du das.

— Und darum sage ich Dir: denke ferner nicht an die Heirath, ich willige nie ein!

Grete löschte die Lampe aus und ging zur Ruhe. Matthias kannte seine Frau, darum schwieg er. Nachdem er gebetet, sank er einem festen Schlaf in die Arme. Am nächsten Morgen früh, es war drei Uhr, stand Andreas, völlig angekleidet, im Hof; er sah nach dem bepackten Wagen, ordnete hier und dort, und ging in den Stall, um das Pferd zu füttern und anzuschirren. Eine halbe Stunde später erschien Klärchen, sie betrachtete einige Augenblicke den Wagen und ging in das Haus zurück. In dem Zimmer stand das Frühstück auf dem Tische, das eine Magd aufgetragen hatte. Klärchen öffnete das Fenster und rief den Gehülfen, der ohne Zögern Folge leistete.

— Guten Morgen! sagte er ruhig, indem er seinen Hut an den Nagel hinter der Thür hing.

Klärchen füllte die Tassen mit heißem Kaffee.

— Danke. Wie spät ist es, A. dreas?

Der Gehülfe zog seine silberne Uhr, die er an einer Haarkette trug.

— Dreiviertel vier Uhr!

— Unsere Stutzuhr ist stehen geblieben, meinte das junge Mädchen; Vater hat wieder einmal vergessen, sie aufzuziehen.

Andreas trat zu der Uhr, zog sie auf und stellte sie. Dann frühstückte er mit Klärchen, das bereits am Tische saß. Es ward kein Wort gesprochen. Andreas blickte von Zeit zu Zeit verstohlen zu der Nachbarin hinüber, die durch ein freundliches Lächeln antwortete, wenn ihr Blick zufällig dem seinigen begegnete. Es schien, als ob Beide grundsätzlich vermieden, ein Gespräch zu führen. Neben der Stube befand sich die Kammer, in der die Eltern schliefen. Wollten die jungen Leute den Morgenschlummer der Alten nicht unterbrechen oder führten sie eine Täuschung aus? Beobachten wir sie und wir werden bald den wahren Grund ihrer Zurückhaltung kennen lernen.

— Nun ist es Zeit! sagte Andreas. Dann verließ er das Zimmer.

Das Mädchen sah ihm mit glänzenden Blicken

nach, mit Blicken, die den Zustand ihres Innern verriethen. Der kräftige, männlich schöne Gehülfe, der die Gärtnerei aus dem Grunde verstand und rastlos arbeitete, war der Tochter Keßlers nicht gleichgültig. Sie spielte einige Augenblicke sinnend mit dem kleinen Löffel, den sie in der Hand hielt, dann stand sie rasch auf, warf ein Tuch von grauer Wolle um die schwellenden Schultern, dessen Spitzen sie auf dem Rücken zusammenband, setzte einen Strohhut mit breiter Krämpe auf das Haupt, betrachtete sich im Spiegel, nahm eine Ledertasche von der Wand und trat auf die Hausflur, wo sie der Magd einige Befehle ertheilte. Während dieser Zeit hatte Andreas das Pferd an den Wagen gespannt, einen schönen glänzenden Fuchs, der ungeduldig den Boden stampfte. Man konnte dem stattlichen Thiere schon zumuthen, den schwer beladenen Wagen zu ziehen. Das Fuhrwerk war nach Angabe des Gehülfen gebaut; die Waaren lagerten unter einer Wachstuchdecke, wohlgeschützt vor Sonne und Regen. Auf der Vorderaxe befand sich eine Art Coupé, dessen gepolsterter Sitz Raum für zwei Personen bot. Diesen Raum bedeckte ein Lederdach, das beliebig zurück-

geschlagen werden konnte. An der Wachsleinwand prangte in großen weißen Buchstaben der Name des Besitzers „Matthias Keßler.“ Andreas hob Klärchen in das Coupé! er selbst ließ sich ihr zur Rechten nieder. Der Fuchs, der kaum das Knallen der Peitsche gehört, zog an und trabte auf die stille Dorfgasse hinaus. Der Morgen war zwar frisch, aber hell und angenehm. Die Sonne trat hinter der fernen Bergkette hervor, als der Wagen aus dem langen Dorfe auf die ebene Landstraße rollte. Klärchen hatte sich sinnend in die Ecke zurückgebogen; Andreas, der den Zügel hielt, hatte seine Aufmerksamkeit auf das muthige Roß gerichtet, das im scharfen Trabe der Stadt zueilte.

So verfloß eine Viertelstunde. Die jungen Leute machten den Weg nicht zum erstenmale, sie hatten schon oft neben einander gesessen, ohne ein Wort zu sprechen. Andreas lenkte gewandt und sicher das Pferd, wenn es galt, einem Wagen auszubeugen, der ihm entgegenkam. Klärchen bewunderte ihn lächelnd.

— Sie verstehen es, Andreas!

— Was? fragte er wie überrascht.

— Das Fahren.

— Es gehört zum Geschäft und ist nicht schwer.

— Ihr Vorgänger hat mich einmal in große Gefahr gebracht.

— Der Ungeschickte!

— Es hätte mir das Leben kosten können, fügte Klärchen hinzu.

Andreas sah das schöne Mädchen mit hellen Blicken an.

— Wenn Ihnen durch meine Schuld ein Unglück zustieße ... Nein, ich mag es nicht denken!

— Nun, was geschähe dann? fragte sie schüchtern.

— Ich würde mich in den Tod stürzen.

— Meinetwegen? Das glaube ich nicht, Andreas ... Sie würden den Unfall eine Zeit lang bedauern und dann vergessen. Man trägt ja nicht immer die Schuld an dem, was vorfällt. Das Unglück kommt zuweilen so rasch, daß man es nicht abwenden kann. Ich begreife das wohl. Wir Menschen stehen alle in Gottes Hand und das Schicksal, das uns bestimmt ist, trifft uns. So sagt meine gute Mutter, und sie hat Recht.

Andreas seufzte.

— Ach ja, das Schicksal! Es geht nicht selten wunderlich um mit den Menschen. Klärchen, fragte er rasch, fühlen Sie sich an meiner Seite nicht sicher?

— Gewiß, lieber Andreas; ich denke nicht an Gefahr, wenn Sie bei mir sind. Der Vater verläßt sich auf Sie, warum sollte ich es nicht? Sie werden nicht dulden, daß mir Jemand ein Leid zufügt ... Ihnen vertraue ich mich ganz an!

— Sie dürfen es schon, Klärchen! Ach, wäre ich nur nicht ein gar zu armer Mann!

— Arm? Sie, Andreas, wären arm?

— Ich besitze nichts, nichts auf dieser Welt!

— Ihre Kenntnisse, Ihren Fleiß, Ihren braven Charakter, sind dies keine Güter?

Unwillkürlich warf Andreas einen Blick auf seine Gefährtin; er war im hohen Grade erstaunt über diese Worte, die einer Stadtdame zur Ehre gereicht haben würden. Und jetzt hörte er sie von einem schlichten Landmädchen, das tief erröthete, als ob es auf einem unbesonnenen Streiche ertappt würde.

— Sie beurtheilen mich viel zu nachsichtig, entgegnete er. Ich thue ja nur meine Schuldigkeit und dafür werde ich bezahlt. Wenn ich Ihrem Vater nicht diene, so ist ein Anderer da ...

— Nein, nein! rief Klärchen erregt. Das lasse ich nicht gelten!

— Man zeichnet mich in ihrem Hause zu viel aus.

— Wie sie es verdienen.

— Der gewöhnliche Gartenarbeiter ...

— Andreas, rief sie heftig, wollen Sie mich kränken?

— Nein, deſſ' ist Gott mein Zeuge!

— So setzen Sie sich nicht selbst herab. Sie mögen es immerhin wissen, was wir von Ihnen halten, denn das Emporkommen unseres Geschäfts ist Ihr Werk. Dies sagen die Eltern und auch ich sage es. O, wir sind keine undankbaren Leute. Sollte es Ihnen einmal in den Sinn kommen, uns zu verlassen ...

Sie stockte und sah zur Seite aus dem Wagen.

— Mein Gott, mein Gott! rief sie erschreckt.

— Was ist da?

— Ein glänzender Wagen kommt uns rasch entgegen; dort zieht eine Heerde Kühe ...

— Beruhigen Sie sich, Klärchen; wir werden uns schon durchwinden.

Andreas hielt das Pferd einen Augenblick an, das bisher im Trabe gegangen war. Die elegante Equipage, von zwei prächtigen Rappen gezogen, rollte links vorüber. Nun aber versperrte die scheu gewordene Heerde den Weg, der an dieser Stelle über eine Brücke führte. Klärchen wollte aussteigen.

— Bleiben Sie! sagte Andreas, der sein Roß antrieb und ruhig durch die Heerde fuhr.

Nach zwei Minuten fügte er lächelnd hinzu:

— Nun ist die Gefahr vorüber! Wir können ruhig weiter plaudern.

Klärchen deutete auf die Brücke.

— Dies ist der Ort, der mir einmal hätte Unglück bringen können. Der Knecht sprang vom Wagen und ließ mich allein ... hätte ich nicht glücklicherweise den Zügel erfassen können, ich wäre verloren gewesen. Und damals hatte die Brücke noch kein Geländer ...

Andreas drückte ihr die Hand.

— Ich verlasse Sie nicht feig, Klärchen; ich harre bei Ihnen aus, und müßte ich zu Grunde gehen!

— Wahrhaftig?

— So wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Sie dankte durch einen innigen Händedruck.

— Andreas, ich muß Sie immer höher schätzen!

— Das thut mir wohl, liebes Klärchen! Ihre Offenheit ist ein Glück für mich.

Desto besser! Ich möchte gern, daß es Ihnen bei uns so recht gefiele.

— O, mir bleibt nichts zu wünschen.

— Und doch sind Sie oft so traurig.

— Ich bin es, ohne zu wissen, warum. Es liegt in meinem Temperamente ...

— Andreas, drückt Sie ein Kummer, so theilen Sie sich mir mit; vielleicht kann ich helfen, kann Ihnen Zerstreuung schaffen ...

— Ach, Klärchen, wie gut sind Sie! Wohl ist es wahr, daß durch Mittheilung das bekümmerte Herz leichter wird ... aber ich habe ja nichts mitzutheilen, ich bin traurig und kenne den Grund nicht ...

— Sie denken ohne Zweifel an frühere glück-

liche Tage ... Gestehen Sie es nur, Sie haben nicht immer gearbeitet wie jetzt, Sie haben in ganz anderen Verhältnissen gelebt, sind wohl gar Ihr eigener Herr gewesen ...

— Wie kommen Sie auf diesen Gedanken? fragte der Gärtner überrascht.

— Ich bleibe dabei, Sie sind kein gewöhnlicher Arbeiter, Andreas; da müßte man ja keine Augen haben, wenn man das nicht sehen wollte. Gehen Sie, Andreas, ich spreche nun kein Wort mehr darüber, ich werde böse sein; denn Sie haben kein Vertrauen zu mir. Wir können und wollen Alles thun, um Ihnen das Leben angenehm zu machen; Sie weichen aus, meiden unsere Nähe und suchen den einsamsten Theil des Gartens auf ... Die Blumen, das Gemüse und die Früchte sind Ihnen lieber als wir. Ich wollte Ihnen dies längst schon einmal sagen ... nun wissen Sie es.

Sie hüllte sich fester in das Tuch, warf sich in die Ecke zurück und sah in das Freie. Andreas schwieg; er trieb das Pferd an, daß es rascher trabte. Es schien ihm lieb zu sein, daß das Gespräch über diesen Punkt abgebrochen wurde.

— Sind Sie mir böse? fragte er nach langer Pause.

— Ja! war die kurz ertheilte Antwort.

— Sie thun mir Unrecht.

— Ich weiß, was ich thue.

— Klärchen, Sie sollten Nachsicht mit mir haben. Ich kann mich doch nicht anders machen, als ich bin.

Die letzten Worte hatte er im Tone des Vorwurfs gesprochen.

— Nein, das fordere ich nicht.

— So nehmen Sie mich, wie ich bin.

— Unter einer Bedingung.

— Die wäre?

— Daß Sie mir versprechen, anders zu werden.

— So viel an mir ist, liebes Klärchen ...

— Ich werde warten und Sie beobachten. Hängen Sie ferner noch Ihrer Traurigkeit nach, so muß ich annehmen ...

— Was, Klärchen?

— Daß wir Ihnen gleichgültig sind, daß Sie kein Vertrauen zu uns haben.

— Sie werden bald mit mir zufrieden sein.

Als er ihr die Hand reichte, schlug sie lächelnd ein. Aber Andreas glaubte doch zu bemerken, daß ihr schönes blaues Auge feucht war. Er unterdrückte den Seufzer, der sich seiner Brust zu entringen drohte.

Der Weg führte an einer Hecke vorbei, über die hinweg man von dem Wagen aus sehen konnte.

— Ein schöner Garten! meinte Andreas. Der Besitzer wendet viel darauf. Ich freue mich, so oft ich die geschmackvollen Anlagen sehe.

— Der Besitzer kann schon etwas darauf verwenden.

— Wer ist er?

— Ein sehr reicher Advokat.

— Ah, ein Advokat! wiederholte der Gärtner.

— Er soll ein ungeheures Vermögen besitzen, wie der Vater sagt. Und er muß es auch wohl, da sein Landhaus zu den schönsten in der ganzen Gegend zählt.

— Wie heißt der Mann?

— Ich glaube Mohr, oder ähnlich so ... Man merkt sich die Namen dieser Leute nicht genau ... Die Wohnung in der Stadt kenne ich,

da ich im Herbst der Madame Obst und Blumen bringe ... o, es war eine gute Kundschaft! Das Schönste und Feinste war nicht gut genug für die Dame, die stets baar bezahlte. Andere vornehme Leute borgten oft und da mußte ich dann zehnmal erinnern, ehe ich mein Geld bekam. Wir haben noch verschiedene Forderungen in der Stadt, die wir gelegentlich eintreiben werden, zumal wenn ich nicht mehr zu Markte gehen soll.

— Mohr! wiederholte der Gärtner.

— Vater weiß es genau, wir können ihn ja fragen. Da gehen schon zwei Damen in dem Garten spazieren ... sie wollen den schönen Morgen genießen. Ach, die vornehmen Leute haben es doch recht gut!

Andreas beobachtete die Damen, die plaudernd durch die Wege gingen.

— Sie möchten auch wohl eine solche Dame sein? fragte er, nur um zu fragen.

— Aber nicht unter der Bedingung, daß ich die Frau eines Mannes werde, wie der reiche Advokat ist ...

— Und warum?

— Nein, ist das ein häßlicher Mensch, und alt ist er auch schon.

— Alt?

— Viel älter als die Frau, die mir gefällt. Wie die zu dem häßlichen Mann gekommen sein mag! rief Klärchen lachend. Mir geht es kalt durch die Adern, wenn ich an ihn denke! Einmal traf ich ihn Morgens auf dem Vorsaale, er wollte gerade ausgehen ... da kniff er scherzend mich in die Wange ... hu, die dicken Finger waren mit kaltem Schweiß bedeckt ... Nein, lieber will ich den ganzen Tag arbeiten und Brod und Wasser genießen, ehe ich mich mit einem solchen Manne trauen ließe. Hätte er eine Million, ich würde ihn nicht nehmen.

— Die Frau ist also schön? fragte Andreas.

— Nun, mir gefällt sie, ich kann recht gut mit ihr fertig werden. Sie ist freundlich, handelt nicht um den Pfennig und reicht mir jedesmal die Hand, wenn ich gehe. Ach Gott, habe ich oft gedacht, ob die Frau wohl glücklich ist! Sie trägt schöne Kleider, wohnt in prächtigen Zimmern, läßt den Wagen vorfahren, wenn es ihr beliebt, und trinkt Wein und ißt jeden Tag

Braten ... aber der Mann, den sie lieb haben muß, weil sie seine Frau ist ... ich begreife das nicht!

— Der Advokat muß doch wohl Eigenschaften besitzen, die ihn liebenswürdig machen.

— Er hat nichts weiter als Geld! Und des Geldes wegen heirathen ... ich würde mich schämen. Wäre der Mann, der mir gefiele, auch noch so arm, ich würde ihn nehmen, wenn er mich wollte. Vater und Mutter könnten Tag und Nacht predigen, ich kümmerte mich nicht darum. Da habe ich mehr als ein Beispiel von Geldheirathen erlebt, die erbärmlich ausgefallen sind. Lieb haben muß man sich, wenn aus der Ehe etwas werden soll ...

— Sie sprechen ja wie ein Buch, Klärchen!

— Weil ich dies Alles in Büchern gelesen habe! Zu Winterszeiten nehme ich mir schöne Romane aus der Stadt mit und dann lese ich in meiner Kammer bis tief in die Nacht. Da lernt man Leute und Dinge kennen. Ich muß doch auch etwas thun, um nicht ganz in der Bildung zurückzubleiben. Auf dem Lande hört und sieht man nicht viel.

— Gibt es denn schon einen Mann, der Ihnen gefällt, Klärchen?

— So fragt man die Leute aus! rief sie heftig.

— Mir können Sie es schon anvertrauen.

— Ihnen am wenigsten.

— Warum mir?

— Weil Sie selbst kein Vertrauen in mich setzen.

— Beantworten Sie mir meine Frage, liebes Klärchen!

— Ihnen kann nichts daran liegen.

— Und doch, und doch!

— Nein, nein! entgegnete sie abwehrend.

— Ich werde schon noch dahinter kommen.

— Das werden Sie nicht.

— Der Schulmeister schleicht nicht umsonst so oft zu Ihren Eltern.

Klärchen lachte hell auf.

— Da haben Sie den rechten Mann getroffen!

— Er ist sanft, fromm und gebildet ...

— Und habsüchtig wie Nachbar Kunze!

— Das glaube ich nicht.

— Er wittert Geld in dem Schranke meines Vaters und ist nach dem schönen Grundstücke

lüstern ... sprechen Sie doch nicht von dem Schulmeister, der mir eben so widerwärtig ist als der Advokat. Geben Sie Acht, es kommen zwei Wagen.

Andreas mußte seine volle Aufmerksamkeit auf das Pferd richten, um zwei schwer beladenen Frachtwagen auszuweichen. Je näher der Stadt, je reger ward der Verkehr auf der staubigen Landstraße. Wagen, Karren und Bauern drängten sich im bunten Getümmel durch das Stadtthor. An die Fortsetzung des Gesprächs war nicht mehr zu denken. Andreas fuhr auf den Markt und nahm seinen gewöhnlichen Platz ein. Zwischenhändler kamen, um von ihm frische Waaren zu entnehmen. Klärchen half die hastigen Käufer und Käuferinnen befriedigen, die nur mit ihr handeln wollten. Der gewöhnliche Marktverkehr hatte begonnen und dauerte einige Zeit fort. Man mußte es der Tochter des Gärtners nachrühmen, daß sie sich geschickt zu benehmen verstand; sie behandelte eben die Leute, wie sie eben behandelt sein wollten, unpassende Aeußerungen, die sich hier und dort rohe Weiber erlaubten, hörte sie nicht; aber sie hielt auf Preis wie

die Herrenhuter und ließ sich nicht einen Pfennig abdringen.

— Wir sind keine Juden, antwortete sie lächelnd, wenn Jemand zu feilschen begann; können Sie für unsere Waaren den geforderten Preis nicht bezahlen, so mag der Kauf unterbleiben.

— Wie hochnäsig das Mädchen geworden ist! rief ein Weib. Als sie selbst noch den Karren zur Stadt zog, war sie höflich . . . sie bleibt doch nur eine Landdirne!

— Es ist gut, dachte Andreas, daß Klärchen nicht mehr zur Stadt kommt; sie muß den Umgang mit rohen Weibern meiden.

Die Zeit war gekommen, in der Klärchen ihre Privatkunden bediente.

— Andreas, bat sie, geben Sie mir meine Körbe!

Der Gehülfe holte zwei reizende Körbe aus dem Wagen. Der eine derselben war mit Aprikosen, der andere mit Blumen und Erdbeeren gefüllt. Jedes Stück dieser Erzeugniße war ein Prachtexemplar. Und wie dufteten die Körbe, die des Gehülfen Hand geschmackvoll geordnet hatte.

Das Geflecht glänzte wie frisch gefallener Schnee. Dunkelgrüne Blätter lagen kranzartig auf dem Rande des Korbes, der die Gestalt einer großen Schale hatte. Die Blumen schillerten in wunderbarer Farbenpracht. Jeder einzelne Strauß war geschmackvoll geordnet. Als Klärchen das große Tuch abgelegt hatte, erschien sie in einem braunen Mieder, das die üppig schwellenden Körperformen eng einhüllte. Ein kleines Tuch von rother Seide schlang sie nachlässig um ihren weißen Hals. Die weiten Aermel des Leinenhemdes bedeckten die Hälfte der runden Arme. Der blau und weiß gestreifte Friesrock war nicht lang genug, um den schön geformten Fuß der Gärtnerin zu bedecken; man sah die weißen Strümpfe und die Schuhe mit kleinen Absätzen. Klärchen hatte sich nicht aus Koketterie so gekleidet, sie war nur der Sitte ihres Dorfs treu geblieben, um sich durch nichts vor den übrigen Mädchen desselben auszuzeichnen. Daß sie feinere Stoffe gewählt hatte, wie ihr dies die Einnahmen des Vaters gestatteten, konnte ihr Niemand verargen.

Sie war völlig nach Sitte ihres Dorfes gekleidet. Auch der große Strohhut fehlte nicht,

der mit seinem breiten Rande das Gesicht beschattete.

— Nun bin ich fertig! sagte Klärchen.

— Nicht ganz, meinte Andreas.

— Was fehlt mir noch?

Der Gehülfe trat zu dem Wagen und holte einen köstlichen kleinen Blumenstrauß, den er ihr an der linken Schulter in das Mieder steckte. Die Gärtnerin neigte schelmisch den Kopf zur Seite und betrachtete die Blumen.

— Das nenne ich eine Ueberraschung! flüsterte sie erröthend.

— Ich will Ihnen nur eine Aufmerksamkeit erweisen, liebes Klärchen. Die Blumen sind aus meinem kleinen Gewächshause ...

— Das nur Raritäten enthält, wie Sie sagen. Ich weiß diese Aufmerksamkeit zu schätzen. Sie haben ihre Lieblingspflanzen geplündert, um mir eine Freude zu machen ...

— Ist es mir gelungen?

— Ganz gewiß!

Sie reichte ihm die runde Hand, die er innig drückte.

— Auf Wiedersehen, Klärchen!

— Ich werde mich beeilen.

Die Verkäuferin verschwand zwischen den Gruppen der Handelsleute.

Andreas hatte sich an das Rad des Wagens gelehnt und sah ihr nach.

— Ein schönes, ein gutes Mädchen! dachte er. Klärchen kennt den furchtbaren Ernst des Lebens noch nicht, ihr schlichter Sinn beschäftigt sich mit harmlosen Dingen ... Wahrlich, es wäre Frevel, ihr die Ruhe des Herzens zu rauben! Nein, nein ich bezwinge mich ... Es war nicht recht, daß ich ihr den Strauß schenkte ... die Hoffnungen, die das Geschenk erregt, können nie in Erfüllung gehen. Ich muß mich anders zeigen, als ich bin ...

Ein Käufer unterbrach diese Betrachtungen. Andreas lächelte bitter vor sich hin, während er seinen Obliegenheiten nachkam, denen jeder Knecht gewachsen war. Schon nach kurzer Zeit hatte er alle seine Waaren verkauft; er begab sich in das Wirthshaus, um dort die Rückkehr seiner Gefährtin zu erwarten. Hier ordnete er zunächst die Rechnung, zählte das gelöste Geld und verzeichnete die einzelnen Beträge in seinem Taschenbuche.

Es geschah dies mit kaufmännischer Genauigkeit. Dann versorgte der Gärtner sein Pferd, das er mit großer Vorliebe zu pflegen schien.

10.

Wir begleiten Klärchen auf ihren Geschäftsgängen. Die reizende Gärtnerin erregte überall Aufsehen, ebensowohl durch ihre Erscheinuug als durch ihre Früchte und Blumen, die sie feilbot. Nachdem sie in einigen Häusern gewesen, hatten sich ihre Vorräthe bedeutend verringert; sie trug die eleganten Körbe leicht und graziös. Die Tasche in ihrem Friesrocke war bereits mit Silbermünzen beschwert; man hatte ihr die hohen Preise, die sie gefordert, gern bezahlt. Brachte sie doch Produkte, die kaum ihres Gleichen fanden. Und diesen Vortheil verdankte sie dem Andreas, der die Gartenkultur in kurzer Zeit zu einer überraschenden Höhe gebracht hatte. Rühmte man die Blumen, so dachte sie an den Gehülfen; fand man die Früchte vorzüglich, so sagte sie sich: Andreas hat sie gezogen. Es verfloß keine Viertelstunde, in der sie nicht lebhaft an den Mann erinnert

ward, dem ihre Familie so viel zu danken hatte. Freilich, Andreas war ein Sonderling, aber ein interessanter Sonderling. Alles, was er that, stand ihm gut an, und was er unternahm, gelang. Wenn er nur nicht immer so traurig und verschlossen wäre! Heute hatte er sich zum erstenmal aufgeweckter gezeigt, er hatte der Tochter seines Herrn sogar ein Geschenk gemacht!

— Es wird schon werden! hatte sich Klärchen froh gesagt. Mit der Zeit pflückt man Rosen und Andreas wird sich schon an uns gewöhnen. Ich habe ihn recht lieb gewonnen, den braven Mann ... aber ist er denn nur brav und gut? Nein, er ist auch schön! Der sieht anders aus, als die Burschen in unserem Dorfe, die fast alle Flachshaare haben. Da lobe ich mir den Andreas mit seinem schönen, schwarzen Barte und dem vollen, krausen Kopfhaar! Wie stattlich ist er gewachsen und wie gut weiß er sich zu benehmen. Daß ich ihm nicht gleichgültig bin, habe ich nun schon bemerkt ... Gott im Himmel, wenn Alles so eintrifft, wie ich es mir ausgedacht habe, beneide ich keine reiche Dame mehr. Schon jetzt haben wir einiges Vermögen und nach Jahren

werden wir noch mehr besitzen. Es ist Keiner würdiger, das Glück mit uns zu theilen, als Andreas. Ach, wenn er nur nicht lange mehr so verschlossen bleibt! Mir ist immer, als ob der Mann geheimen Kummer hätte, der ihm nirgends Ruhe und Rast gönnt. Wenn er nur nicht einmal über Nacht verschwindet! Ach, das glaube ich doch nicht! Andreas ist zu ehrlich, als daß er uns hintergehen könnte; er hat ja für längere Zeit mit meinem Vater einen Kontrakt abgeschlossen.

An der Thür eines schönen Hauses blieb sie stehen.

— Fast wäre ich vorübergegangen! flüsterte sie. Das wäre unverzeihlich gewesen.

Sie zog die Glocke.

Drei Minuten später öffnete eine alte, aber sauber gekleidete Magd die Thür.

— Sie, Klärchen!

— Komme ich nicht recht?

— O gewiß, mein liebes Kind!

— Ich bringe vorzügliche Waare.

— Wie immer. Treten Sie doch ein.

Klärchen befand sich auf einer weiten Hausflur,

die fast einem Zimmer glich. Braune Schränke und Kommoden standen an den Wänden, die, wo es anging, mit großen Bildern in schwarzen Rahmen geschmückt waren. Eine breite Treppe führte zu dem ersten Stock hinau. Rechts und links zeigten sich Flügelthüren mit glänzenden Messingschlössern. Das große Fenster im Hintergrunde ging auf den geräumigen Hof. Die Ausstattung, die sich zeigte, war schon alt, aber sie war auch gediegen und verrieth bürgerlichen, soliden Reichthum. Die Magd paßte in diese Umgebung, man konnte sie mit einem alten Möbel vergleichen, das gut erhalten war. Ihre weiße Küchenschürze war sauber wie die Messingschlösser und ihr Benehmen hatte eine Art Politur aus früherer Zeit, wie die Schränke. Lene, so hieß die Magd, war gut genährt, ihr Haar zeigte schon starke Silberstreifen, aber es war noch voll und gut geordnet. In ihren weißen Gesichtszügen prägte sich eine unzweideutige Gutmüthigkeit aus, die durch die Art ihres Sprechens noch bedeutend erhöht wurde.

— Sie haben in voriger Woche sich bei uns nicht sehen lassen, begann Lene.

— Ich hatte noch kein Obst, das ich Ihnen anbieten konnte.

— Aber Blumen ...

— Heute bringe ich dafür Alles doppelt ... da, sehen Sie nur einmal meine vollen Körbe an.

Und Klärchen ließ ihre Last auf einem der Tische nieder. Lene mußte eine der Aprikosen kosten; sie drückte ihr Erstaunen aus über die Größe und Süßigkeit der Frucht. Dann prüfte sie die Blumen.

— Wahrlich, rief sie, in Eichstedt versteht man die Gärtnerei. Ist das eine Pracht!

— Habe sie auch für das Fräulein besonders ausgesucht, fügte die Verkäuferin hinzu.

— Dankbares Herz!

— Ich vergesse nie, daß die liebe Dame uns Gutes erzeigt hat.

In diesem Augenblicke ward die Hausglocke gezogen.

— Einen Augenblick! flüsterte Lene, die nach der Thür eilte und öffnete.

Ein kleiner Herr trat langsam und bedächtig ein. Wir kennen ihn, es ist der Magister Ehrenfried Kind. Lächelnd grüßte er die dicke Lene, die

ihn um die Länge eines Kopfs überragte. Der fromme Herr war überaus sauber gekleidet; Frack, Pantalons und Weste von dem feinsten schwarzen Tuche ließen nichts zu wünschen übrig. Ein glänzender schwarzer Hut bedeckte seinen kleinen Kopf. Auf dem linken Arme trug er einen Sommerüberzieher, dessen braunes Seidenfutter nach außen gekehrt war. Seine glänzenden Lackstiefel hatten sehr hohe Absätze. Der kleine Mann wollte seiner Länge um zwei Zoll zusetzen. Daß dieser Umstand die Leichtigkeit seines Ganges etwas beeinträchtigte, läßt sich denken.

— Guten Morgen, Herr Magister! sagte Lene, sich tief und langsam verneigend.

Der Magister zog seinen Hut.

Heute sah der fromme Mann anders aus, als in dem Salon Amelie's. Damals hatte er eine große glänzende Glatze; jetzt trug er eine köstliche braune Perücke, die sich über der Stirn zu einem Toupet erhob und in den Schläfen zu Locken kräuselte. Der Haarkünstler hatte dem alten Elegant ein Meisterstück geliefert. Und welch ein lieblicher Duft entströmte den Kleidern! Die

Robe einer koketten Dame hätte nicht stärker parfümirt sein können.

Ehrenfried Kind sah jetzt die üppige Gärtnerin. Seine Augen schossen lüsterne Blicke.

— Geschäfte? fragte er süß lächelnd.

— Obst und Blumen für das Fräulein ...

— Wo werden diese reizenden Kinder der Flur gezogen?

— In Eichstedt, mein Herr! antwortete Klärchen.

— Ich rufe das Fräulein! sagte Lene.

— In Gottes Namen!

Zugleich hörte man den Ton einer Glocke, die in einem der Zimmer sich befand. Ehrenfried hatte die Blumen betrachtet; jetzt richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Mädchen.

— Wie heißt Du, mein Kind? fragte er süß lächelnd.

— Klärchen Keßler, Herr.

— Ein schöner Name!

— Ich mag ihn nicht leiden.

— So kennst Du die Bedeutung desselben nicht.

— Hat denn der Name eine Bedeutung?

— Das will ich meinen.

— Und welche denn?

— Klara heißt die Reine und kommt aus dem Lateinischen her. Du wirst den Namen wohl mit Recht tragen, Dein frisches Aussehen und Dein helles Auge sprechen dafür.

Er berührte mit dem feinen hageren Finger ihre blühende Wange.

Klärchen trat erschreckt einen Schritt zurück. Dann beschäftigte sie sich, dem kleinen Manne den Rücken zuwendend, an ihren Körben.

— Sie verkaufen also die Blumen? fragte der Magister.

— Ja.

— Nennen Sie mir den Preis des Straußes, den Sie am Busen tragen.

— Er ist mir nicht feil.

— Auch nicht um einen Thaler?

— Und wenn Sie mir hundert auf den Tisch zählen. Ihr Geld reizt mich nicht.

— Gut gesprochen, mein Kind, recht gut! Ich wollte Dich nur auf die Probe stellen ... Du hast diese Probe siegreich bestanden. Das Geld ist nichts, ist Metall, leerer Klang ... nur sündige Menschen jagen ihm nach ... nur die

Reinheit des Herzens schafft wahre Glückseligkeit, darum bewahre sie Dir. Dein Geschäft als Blumenverkäuferin führt Dich oft auf glatte Bahnen, hüte Dich, daß Du nicht strauchelst, und die Frommen werden Wohlgefallen an Dir finden. Die Schmeicheleien der leichtsinnigen Jugend verachte; denn sie sind leerer Klang, wie das Metall, das man Geld nennt.

Klärchen hatte bis dahin ruhig zugehört; jetzt wandte sie den Kopf zur Seite und fragte:

— Wovon leben Sie denn, mein Herr, wenn Sie das Geld verachten?

— Wovon ich lebe?

— Man schenkt Ihnen das Essen und Trinken und die schönen Kleider nicht, die bezahlt werden müssen.

— Ei, wie Du das verstehst! Jeder Mensch läßt sich für seine Arbeit bezahlen, was darüber, ist vom Uebel. Ein Ausgleichungsmittel muß vorhanden sein ... Ort uud Zeit sind nicht geeignet, Dir dies auseinanderzusetzen ... aber bringe mir Blumen und Früchte in meine Wohnung und ich werde Dich gern des Weitern belehren. Hole Dir Rath und Trost bei mir, wenn Du dessen bedarfst ...

Klärchen hatte sich nach und nach ganz zu ihm gewendet.

— Wer sind Sie denn? fragte sie erstaunt.

— Der geistliche Freund des Fräuleins vom Hause, ein Lehrer der Religion und ein Prediger der Moral. Ich nütze jedem Menschen, soviel in meiner schwachen Kraft steht, und übe die christliche Nächstenliebe, wie es der Heiland vorgeschrieben.

Die Gärtnerin kannte einen solchen Mann noch nicht, aber sie hatte doch großen Respekt vor ihm. Der Magister hatte im Kanzeltone gesprochen, und dieser übt auf einfache unverdorbene Gemüther stets einen großen Eindruck aus.

— Hier ist meine Karte, ich werde Sie stets freundlich empfangen.

Klärchen nahm die Karte und steckte sie ein, ohne sie zu lesen.

Jetzt öffnete sich eine der beiden Flügelthüren und Fräulein Adele Häuslein betrat die Hausflur. Die Dame mochte dreißig und einige Jahre zählen; sie war lang gewachsen und hatte ein zartes, bleiches Gesicht, das von langen, blonden Locken umwallt ward. Sie trug ein Kleid von schwar-

zer Seide und eine kurze aschgraue Mantille, die nachlässig über den Rücken herabhing.

— Verzeihung, Herr Magister, sagte sie mit sanfter Stimme, ich habe heute länger als gewöhnlich Toilette gemacht, da ich vor Tische noch den Friedhof zu besuchen gedenke. Man darf die Gräber seiner Lieben nicht vergessen . . .

Der Magister küßte die ihm dargebotene Hand.

— Ein gottgefälliger Gang! sagte er dann. Nur bei den Todten findet man Wahrheit, die Lebenden täuschen.

Adele warf einen Blick zur Decke empor.

— O, wie schön gesprochen! rief sie schwärmerisch. Jedes Wort aus Ihrem Munde ist eine Perle, die man hoch aufnehmen muß. Wohl könnten die Menschen anders sein, aber man muß ihnen verzeihen, da sie aus Schwachheit sündigen.

Adele wandte sich zu Klärchen.

— Du hattest mich wohl vergessen, mein liebes Kind? fragte sie sehr sanft.

Die Verkäuferin entschuldigte sich.

— Dafür bringe ich heute prachtvolle Waare.

— Und ich behalte den ganzen Vorrath. Die reizenden Kinder Flora's sollen das geliebte Grab

schmücken. Heute sind es drei Jahre, daß mein guter Vater zur Gruft bestattet wurde. Herr Magister, werden Sie mich begleiten?

— Es ist mir eben so wohl Pflicht als eine große Ehre, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen.

Der fromme Mann stand bei der Dame in großem Ansehen; Klärchen glaubte Respekt vor ihm haben zu müssen. Sie betrachtete ihn näher und fand, daß er ein gutmüthiges Gesicht und ein ehrliches Auge hatte. Lene nahm die Gärtnerin mit sich in die Küche, um das Geschäft zu ordnen; der Magister begleitete die Herrin vom Hause in das Zimmer.

— Wer ist denn der kleine Herr? fragte Klärchen.

— O, antwortete die Magd salbungsvoll, ein vorzüglicher Mensch, ein Mann Gottes!

— Das verstehe ich nicht, Jungfer Lene.

— Was?

— Ein Mann Gottes ...

— Ist ein Mann, der Gott vor allen Dingen lieb hat; darum ist der Herr Magister auch mit Vorzügen begabt, die sich bei wenig Menschen vorfinden.

— Was für Vorzüge?

— Er ist fromm, wohlthätig und gelehrt wie die Bibel selbst. Sein großes Vermögen verwendet er zu Werken christlicher Nächstenliebe; kein Armer geht unbeschenkt von seiner Thür. Weiß er einen Kranken, so unterstützt er ihn ... hat Jemand Herzensbedrängsniß, das heißt Kummer, so ertheilt er Trost und Rath. Das Leben des Herrn Magisters besteht nur in Wohlthun und Liebe. Mein Fräulein hält große Stücke auf ihn ... sie thut nichts, ohne ihn zuvor befragt zu haben. Er ist sehr gelehrt, weiß die ganze Bibel auswendig und besucht fleißig die Kirche. Darum nennt man ihn einen Mann Gottes, und das mit vollem Rechte.

Lene zahlte den geforderten Preis, ohne zu feilschen, und Klärchen verließ mit ihren leeren Körben das Haus. Auf der Straße besah sie die Karte. Auf dem glänzenden Papier standen in zierlicher Schrift die Worte: „Ehrenfried Kind, magist. philos. Engelsgasse 4 im 1. Stock.“

— Der Mann Gottes wohnt in der Engelsgasse, dachte sie; vor der Hand bedarf ich seines Rathes nicht; sollte indeß der Fall eintreten ...

Ich werde ja sehen, man muß nichts unbeachtet lassen, wie der Vater sagt.

Sie ging nach dem Wirthshause, in dem Andreas, wie immer, sie erwartete. Beide nahmen ein frugales Mahl ein, dessen Hauptbestandtheile sie mit sich führten, und eine Stunde später fuhren sie nach Eichstedt zurück. Während der ganzen Fahrt blieb Andreas einsylbig; er lenkte ruhig und mit Vorsicht das Pferd, und sprach nur, wenn Klärchen ihn fragte. An der Gartenhecke des Doktors Mohr ließ er das Roß langsam gehen; er betrachtete aufmerksam die Anlagen und drückte seinen Beifall über den Baustyl der freundlichen Villa aus. Klärchen hatte schon längst nicht mehr gesprochen, sie war des Fragens überdrüssig geworden. Verstimmt stieg sie aus dem Wagen, begrüßte die Eltern und ging ihrer Beschäftigung nach. Andreas besorgte zunächst das Pferd; dann trat er in das Zimmer, legte die Rechnung vor und zählte das gelöste Geld auf den Tisch. Die letzten Stunden des Nachmittags arbeitete er im Garten und in den Treibhäusern. So oft es anging sah Klärchen aus dem Fenster nach dem fleißigen Gärtner.

— Ach, wäre es doch anders! dachte sie traurig. Zuweilen scheint es, als ob er aufleben und sich mir mittheilen wollte; aber mit einem Schlage ist es aus ... da sitzt er wieder und grübelt, als ob er das Pulver noch einmal erfinden wollte. Die Mutter scheint doch Recht zu haben ... der Andreas muß Etwas nicht vergessen können ... vielleicht ein Mädchen, das ihn betrogen hat. In diesem Falle kann er doch nicht dafür ... Hätte ich nur eine Ahnung, daß ich mich danach richten könnte ... Nein, ich will mir diese Gedanken aus dem Kopfe schlagen, die Pein ist zu groß. Wahrlich, man möchte wünschen, daß Andreas nie unser Haus betreten hätte. Was habe ich denn davon, daß wir wohlhabende Leute werden? Ich möchte lieber arm bleiben!

Sie trocknete mit der Schürze zwei helle Thränen, die sich, ohne daß sie es hindern konnte, gewaltsam den Augen entrangen. Das arme Mädchen liebte, es liebte zum erstenmal!

Wir betreten das Putzzimmer des Fräuleins Adele Häuslein. Entspricht die Einrichtung desselben auch nicht dem neuesten Geschmack, so ist sie doch glänzend und werthvoll. Sauberkeit und

Ordnung herrschen überall. Mit peinlicher Genauigkeit sind die einzelnen Gegenstände aufgestellt. Der Beobachter würde sofort erkannt haben, daß hier die Hand einer alten Jungfer waltete. Wie, wird der Leser fragen, läßt sich dies erkennen? Es liegt etwas Eigenthümliches in der Umgebung einer solchen Dame, etwas altmodisch Kokettes, das sich ebensowohl fühlen als mit den Sinnen vernehmen läßt. Die alten Jungfern sind in der Regel geizig, wenigstens doch in hohem Grade ökonomisch; es soll dies Niemand merken, darum putzen sie alle Gegenstände heraus, daß sie neu erscheinen. Sie verbergen das Alter ihrer Person mit derselben Aengstlichkeit, als das Alter ihrer Sachen. Dies gilt vorzüglich von solchen bejahrten Damen, die die Hoffnung auf einen Mann noch nicht aufgegeben haben. Zu dieser Kategorie zählte Fräulein Adele. Es hatten sich bei ihr schon verschiedene Freier gemeldet, aber alle waren zurückgetreten, nachdem sie die Holde näher kennen gelernt. Der Reiz des großen Vermögens, das sie besitzen sollte, war nicht mächtig genug, die Antipathie zu besiegen, die ihre Person hervorrief. Sie hatte schon einmal ernstlich geliebt;

leider war der Geliebte ihr untreu geworden und hatte ein armes, aber schönes Mädchen geheirathet. Die Frömmelei, der sie ergeben, lag in der Familie. Die Welt indeß behauptete, Vater Häuslein habe nicht immer als Christ gehandelt, der Ursprung seines Vermögens sei ein verwerflicher. Konnte man der Tochter einen Vorwurf daraus machen? Der Magister Ehrenfried Kind kümmerte sich nicht darum; er machte der reichen Erbin auf seine Weise den Hof, da er bei der Wittwe Bosen entschieden Unglück gehabt. Während er dort durch Drohungen erpreßte, suchte er hier durch Liebe zu gewinnen. Die Bekanntschaft mit der Schönen hatte er auf dem Friedhofe gemacht und in der Kirche fortgesetzt. Beobachten wir ihn.

— Fertig? fragte er hold lächelnd, indem er eintrat.

Die Dame stand noch vor dem Spiegel.

— Im Augenblick, mein lieber Freund!

— Sie bedürfen des Aufputzes nicht.

— Ich würde den Flitter verschmähen, wenn ich der bösen Welt gegenüber nicht darauf halten müßte.

Sie setzte ein schwarzes Häubchen auf das blonde Haupt.

— Die Welt, die Welt! rief seufzend der kleine Herr. Sie zwingt nicht selten zu Handlungen, die der Fromme verschmäht. Gott sieht auf das Herz, nicht auf die äußere Hülle. Diesem Satze muß der gute Christ huldigen. Die Schätze des Herzens sind unvergänglich, der irdische Mammon schwindet oft über Nacht.

— O, wie schön und wahr sprechen Sie!

Er wollte ihr den kurzen Hausmantel abnehmen.

— Bitte! rief sie zurücktretend.

— Gestatten Sie mir diesen kleinen Liebesdienst.

Adele verneigte sich und schlüpfte in das angrenzende Kabinet. Als sie nach zwei Minuten zurückkam, trug sie eine elegante Sommer-Mantille. Sie hatte den Dienst des Magisters verschmäht, um ihm eine kleine Erhöhung ihres Rückens zu verbergen, die durch kunstvolle Wattirung ausgeglichen war. Die Züge ihres hageren Gesichtes hatten sich ernst gestaltet, als wollte sie ihr Bedauern ausdrücken, daß sie ge-

zwungen sei, sich zu putzen. Gemessen die Augen senkend, flüsterte sie:

— Nun bin ich fertig!

Der Magister, der sich wie ein Knabe neben der langen Gestalt ausnahm, ergriff ihre Hand und drückte sie an die Lippen.

— Ach, Adele! rief er seufzend.

Sie sah auf ihn herab und seufzte ebenfalls. Vielleicht bedauerte sie, daß der kurze Liebhaber nicht um einen Fuß länger war. Ehrenfried war doch ein wenig zu klein!

— Ich weiß Ihre Theilnahme zu schätzen, mein lieber Freund. Wer wie ich allein steht in der Welt, empfindet doppelt die liebende Sorgfalt ... Ist der Fiaker angekommen? Sehen Sie doch nach, mein Bester!

Ehrenfried ging. Die blonde Schöne sah ihm nach.

— Ein gefälliger, ein liebenswürdiger Mann! flüsterte sie. Ich fange an, ihn lieb zu gewinnen. Um wieviel höher steht doch die geistige Anmuth, als die körperliche. Des Magisters Bildung ist eine gediegene, er weiß über alle Dinge zu sprechen. Seine Religiosität muß doch

wohl aus dem Herzen kommen, sie ist ja, wie er sagt, eine Folge seines tiefen theologischen Studiums ... Wir werden ja sehen. Ich kann ihn nach Gefallen lieben, er ist fügsam wie ein Kind ...

Der Magister kam zurück, bot dem Fräulein den Arm und führte sie zu dem harrenden Fiaker, der, nachdem er seine Last aufgenommen, davonfuhr. Schon nach einer halben Stunde kehrte das Paar zurück. Adele war ernst und schweigsam, der Anblick der Gräber schien sie tief ergriffen zu haben.

— Bleiben Sie, lieber Freund! sagte sie im Zimmer.

— Mich rufen Geschäfte.

— Sie werden diesen Mittag mein Gast sein.

— Ich bedaure schmerzlich ...

— Wenn ich Sie nun darum bitte? fragte schmerzlich lächelnd die Schöne.

— In diesem Falle höre ich auf die Stimme des Herzens, die da spricht: bleibe bei der christlichen Freundin, die dir mehr gilt als alle anderen Menschenkinder, welche der Herr erschaffen hat.

Man sprach von dem Wiedersehen nach dem Tode, von ewiger Glückseligkeit, deren die Frommen sich zu erfreuen haben würden, und von der Vergeltung, die sich in den meisten Fällen schon auf der Erde zeigte. Die Wirthschafterin meldete, daß das Mittagsmahl angerichtet sei. Die frommen Leute betraten nun ein reizendes Gemach, dessen Fenster nach dem Garten hinaus gingen. Die Einrichtung desselben entsprach der der übrigen Zimmer. Die alten gut erhaltenen Möbel und die längst aus der Mode gekommenen Tapeten bildeten ein Ensemble, dessen Totaleindruck ein höchst gemüthlicher war. Auf dem Tische glänzte Silbergeschirr und feines Porzellan. Die Speisen waren köstlich zubereitet, sie ersetzten durch Qualität, was ihnen an Quantität abging. Der Wein mußte aus der besten Quelle bezogen sein, er ließ nichts zu wünschen übrig. Ehrenfried schwieg; aber in seinen Zügen drückten sich Ueberraschung und Erstaunen aus. Die Mahlzeiten, die er früher hier genossen, waren schlecht gewesen, da Adele aus Geiz wenig auf die Küche verwandte. Woher kam diese plötzliche Veränderung? Schien es doch, als ob ein an-

derer Geist über die zähe Jungfer gekommen sei. Adele speiste mit sichtlichem Appetit, und der Magister verschmähte die köstlichen Gaben nicht, für die er am Schlusse der Mahlzeit in einem salbungsvollen Gebet dankte.

— Amen! flüsterte Adele, die feine Serviette sorgsam zusammenlegend.

Dann reichte sie dem fremden Gaste dankbar die Hand.

— Ich freue mich Ihrer Bekanntschaft immer mehr, fügte sie hinzu; religiöse Betrachtungen, wie ich mit Ihnen anstellen kann, sind meinem Herzen dringendes Bedürfniß. Ich erinnere mich gern des Todes, wenn das Leben mir seine Freuden bietet.

— Leben und Tod, meine gute Freundin, stehen in der engsten Beziehung! Wohl dem Menschen, der dies erkennt. Der Mensch stirbt von dem ersten Augenblicke seiner Geburt an.

— Was heißt das?

— Der Begriff ist leicht zu fassen.

— Erklären Sie mir ...

— Gern. Alle Geschöpfe gehen mit jedem Schritt, den sie thun, dem Tode entgegen.

— Es ist wahr!

— Jede Minute, die verrinnt, geht von dem Leben ab.

— O, wie schön!

— Und nach jeder Sekunde ist man dem Tode näher gerückt.

— O, wie wahr!

— Folglich ist der Satz: der Mensch stirbt von der Geburt an, klar und deutlich bewiesen. Man kann mit vollem Recht sagen: der da geboren, ist ein Sterbender, und der da in Fülle der Gesundheit einherschreitet, ist ein dem Tode Verfallener. Darum benutze man das Leben weise und genieße die Freuden desselben in der Dankbarkeit gegen Gott. Die Liebe zählt zu den edelsten Freuden, und glücklich sind die beiden Menschen, die sich durch reine Triebe zu einander hingezogen fühlen.

Der fromme Mann blickte in tiefer Rührung gen Himmel, faltete die Hände und seufzte. Nach einer halben Stunde, die unter Gesprächen dieser Art vergangen nahm er Abschied. Adele lud ihn für den folgenden Tag zu Tische ein.

— Ich werde kommen! flüsterte er zärtlich. O, meine süße Freundin in Gott!

Die süße Freundin begleitete ihn bis zur Thür. Hier verneigte sie sich tief und sah ihm so lange nach, bis er auf der Hausflur verschwand.

— Ein liebenswerther Mann! flüsterte sie vor sich hin. In seinem kleinen Körper wohnt ein großer Geist. Es wird sich ja zeigen, ob es Gottes Wille ist, daß ich ihn erhöre.

Sie setzte sich in den weich gepolsterten Sopha, schloß die Augen und hielt das hergebrachte Nachmittagsschläfchen. Der Hausarzt hatte ihr dies angerathen, damit sie ein wenig Embonpoint bekomme. Jetzt war der Schönen das Schläfchen zwar zur Gewohnheit geworden, aber das Embonpoint wollte sich immer noch nicht einstellen. Adele hoffte indeß mit der ihr eigenen Zähigkeit auf die Erfüllung der ärztlichen Verheißung.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Schrader, August,

Tod und Leben Roman von August Schrader

Bd.: 1

Leipzig 1868